~~Sch. Bl. deutschen. p. 420.~~

P. O. germ. 1010ᵘ

Nicolai

Das Leben
und
die Meinungen
des Herrn Magister
Sebaldus Nothanker.

Zweyter Band.

Mit Königl. Preuß. Churfürstl. Brandenb. und Churfürstl. Sächsischen allergnädigsten Freiheiten.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai.
1775.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Viertes Buch.

Erster Abschnitt.

Sebaldus wanderte auf der von ohngefehr gefundenen Landstraße fort, ohne zu wissen wohin. Er war schon ein paar Meilen einsam fortgegangen, als er von weitem einen Fußgänger erblickte, den er einzuholen suchte. Er verdoppelte seine Schritte, und erblickte einen Mann, der in einen grauen Rock von feinem Tuche gekleidet war, eine ungepuderte Stutzperucke auf dem Kopfe hatte, einen kleinen Bündel an einem Stabe auf der Schulter trug, und mit heller Stimme, das Lied: Wachet auf, ruft uns die Stimme, sang. Sebaldus, ein Freund des Singens geistlicher Lieder, zumahl gewisser enthusiastischer Melodien, gesellte sich zu dem Wanderer, und summete das Lied, in einer mit vielen Terzien und Sexten untermischten extemporirten Baßpartie nach.

Als es geendigt war, grüßten sich die beiden Wanderer, und Sebaldus fragte den Fremden: „Wohin der Weg führe, auf dem sie giengen?„

„Nach Wüstermark, sagte der Fremde, wo ich „Nachtlager zu halteen, und den andern Morgen „nach Berlin zu gehen gesonnen bin.„

Sebaldus freuete sich, daß er auf dem rechten Wege war, denn ob er gleich, nachdem er seine Recécommendationsbriefe verlohren hatte, nicht wußte, was er in Berlin machen sollte, so wußte er doch eben so wenig, was er an irgend einem andern Orte in der Welt hätte machen sollen.

Er bat also den Fremden um Erlaubniß in seiner Gesellschaft zu gehen, und erzählte ihm den Unfall, den er auf den Postwagen gehabt hätte.

Der Fremde kreuzte und segnete sich über diese Begebenheit, und lobte seine eigene Vorsicht, daß er, da die Wege, nach dem Frieden, unsicher wären, lieber zu Füße gegangen sey.

„Nicht eben, setzte er hinzu, als ob ich viel Geld „bey mir hätte. Ich bin zufrieden, wenn ich reich „bin im Heilande. Aber der Herr hat doch meine „Vorsichtigkeit gesegnet.„

Sebaldus versetzte: „Ich bin so vorsichtig nicht „gewesen. Ich hatte noch keinen Begrif davon, daß

„ein

„ein Mensch seinen Nebenmenschen mit kaltem Blute „anfallen und berauben könnte.„

„Ach mein lieber Bruder, die arme menschliche Na„tur ist ganz verderbt. Wenn wir nicht durch die „Gnade ergriffen werden, so sind wir in grundlosem „unerforschlichem tiefem Verderbnisse.„

„Ey, mein Freund, von den Lastern einiger Böse„wichter kann man nicht auf die Natur der Menschen „überhaupt schließen. Wir sind von Natur nicht ge„neigt, wie die wilden Thiere, uns anzufallen, sondern „in Gesellschaft zu leben, und uns zu unterstützen.„

„Ach wir armen Menschen! wie könnten wir uns „unterstützen, wenn uns die Gnade nicht unterstützte, „wie könnten wir etwas gutes wirken, wenn es die „alleinwirkende Gnade nicht wirkte.„

„Freylich! wir haben alles durch die göttliche Gnade. „Aber die Gnade wirkt nicht wie der Keil auf den „Klotz. Gott hat die Kräfte zum Guten in uns selbst „gelegt. Er hat uns Verstand und Willen, Nei„gungen und Leidenschaften gegeben. Er will, daß „wir thätig seyn sollen, so viel gutes zu thun, als „uns möglich ist. Er hat Würde und Güte in die „menschliche Natur gelegt.„

„O welch ein Selbstbetrug, mein lieber Bruder! „rief der Fremde mit einem tiefen Seufzer aus: Wenn

„wir Gott wohlgefällig werden wollen, so müssen wir
„nichts als lauter Elend und Unwürdigkeit an uns
„sehen:

„Wollt ihr zu Jesu Heerden,
„So müßt ihr gottlos werden!
„Daß heist, ihr müßt die Sünden
„Erkennen und empfinden.„

„wie ein theurer Knecht Gottes singet. Wir müssen
„an der Gnade hangen, die Gnade alles wirken
„lassen, der Gnade alles Gute zuschreiben; denn
„wird die Gnade in uns erst recht groß, wenn wir
„recht klein, recht unwürdig werden.„

„Wenn wir uns mit den Siechen
„Ins Lazareth verkreichen!„

Sebaldus zuckte die Achseln, und sagte: „Dieß sind
„gesalbte Schalle, die einer verderbten Einbildungs-
„kraft heilig scheinen, die aber keinen Sinn enthal-
„ten. Wir besitzen Kräfte zum gutem. Wer dieß
„läugnen wollte, würde Gottes Schöpfung schänden,
„der uns so viele Vollkommenheiten gegeben hat. Ohne
„den Einfluß einer übernatürlich wirkenden Gnade zu
„erwarten, können wir Tugenden und edle Thaten
„ausüben. Oder sind etwan Wohlwollen, Men-
„schenliebe, Freundschaft, Großmuth, Mitleiden,
„Dankbarkeit nicht Tugenden?

„Schein-

*) Woltersdorfs sämtliche neue Lieder. Berlin 1768. S. 37.

,Scheintugenden, mein lieber Bruder, weltliche ,ehrbare Scheintugenden. Mit solchem Bettlersmantel, will der unwiedergebohrne Mensch, den Aussatz ,seiner natürlich verderbten Natur bedecken. Mit diesen sogenannten Tugenden aber, kann man auf ,ewig in den Schwefelpfuhl geworfen werden, aus ,welchem keine Erlösung ist. Dieß sind nicht die wahren gottgefälligen Tugenden. Wenn Tugenden nicht ,aus der Gnade entspringen; so sind sie glänzende ,Laster zu nennen.,

,Wozu soll man so seltsame Benennungen erdenken? Ich vergebe z. B. den Räubern die mich beraubt haben, ich wünsche ihre Besserung. Dieß ist ,so wenig die Wirkung einer übernatürlichen Gnade ,daß es vielleicht bloß nur die Wirkung meines Alters, ,oder meines Temperaments ist. Ist dieß aber deswegen Gott nicht gefällig? Ist es ein Laster?,

,Wenn es nicht aus Herzlichkeit zu dem blutigen ,Versöhner geschiehet, so ist es nichts als ein weltliches Tugendbild, eine nachgemachte Frömmigkeit, ,bey der man ewig verlohren gehen kann!,

,Sprechen Sie doch nicht so! Hiemit kan man alten Mütterchen allenfalls eine Furcht einjagen, aber ,aber man beweiset nichts. Ich habe über diese Sachen reiflich nachgedacht, und ich finde, daß weder

„eine blutige Versöhnung, noch eine ewige Verdam-„niß, mit den erhabenen Begriffen, die wir von Gott „haben müssen, zusammenstimmen.„

„Ja! Ja! so geht es! je mehr die Menschen alles „durch ihre bloße Vernunft einsehen wollen, destowe-„niger erkennen Sie ihre angebohrne Blindheit und „und Finsterniß. Mir fällt hiebey ein, was ein lie-„ber Sohn des Heilandes sagt: *) „Es ist unver-„meidlich, daß Seelen, die sich nicht ganz in das „evangelische Wesen verlohren haben, daß sie ihren „Bissen Brod, den sie in den Mund stecken, „gleichsam in dem Heilande verzehren, und denen „das im Namen Jesu auf den Abtritt ge-„hen, noch ein Geheimniß ist, in allerhand Be-„denklichkeiten verfallen; aber die Gnaden- und Bun-„desleute verstehen sich auf halbe Worte, und wissen „die Theilung des Tempels des Heil. Geistes in allen „Ein- und Ausgängen, ohne Kopfbrechen zu ma-„chen."

Sebaldus starrete den Fremden an, ohne ein Wort zu sagen. Dieser glaubte vielleicht, er verstum-me aus Bewunderung oder Entzückung; Er fuhr also fort:

„Ach

*) Der Pietist hat diese Worte buchstäblich aus den Bü-dinzschen Sammlungen. 8ten Stück S. 257. genommen.

„Ach lieber! laß dich von der alleinwirkenden Gna„de ergreifen! Laß dich von der Kraft des Bundes„blutes anfassen. Bete herzlich um die Wiederge„burt. Bete daß du bald zum Durchbruch kommen „mögest. Bete, bete, ich will mit dir beten, lieber „Bruder!„

Sebaldus sagte sehr kalt: „Ich pflege das Vater „unser zu beten, darinn steht nichts vom Durchbruche, „nichts vom Bundesblute, nichts von der Wieder„geburt und von der alleinwirkenden Gnade.„

Der Pietist schlug die Hände über sein Haupt zusammen, und rief aus: „Welcher Unglaube! welche „fleischliche Sicherheit! O betrüge dich nicht Mensch! „die Ewigkeit wird kommen, Quaal ohne Ende für „den Sünder!„ —

Sebaldus gerieth in Eifer, und fieng an die Höllenstrafen, mit dem besten ihm beywohnenden Gründen, zu widerlegen, aber der Pietist, der sich von je her auf inneres Gefühl, nie aber auf Gründe eingelassen hatte, antwortete nichts, sondern schlug nochmals die Hände über sein Haupt zusammen, hob die Augen gen Himmel, und fieng an, so laut er konnte, nachfolgendes Lied zu singen:

*) „Zu spät ists zu erfahren, was Höll' und Ewig„keit, ach! willst du's darauf sparen, thu's nicht, heut „ists noch Zeit, bekehre dich von Herzen, daß du der „Quaal entgehst, denk, dann giebt es nicht Scherzen, „wenn du vorm Richter stehst.„

„Der dir das Urtheil fället, das Leben rund ab„spricht, zum Teufel dich gesellet, des ewgen Todsge„richt, o Zeter! Ach! Weh! Jammer! Welch Heulen „wird da seyn, wenn in die Marterkammer, der Hen„ker schleppt hinein.„

„Dahin, wo keine Reue, kein Klagen helfen kann, „die Marter geht aufs neue nach tausend Jahren an! „Da ist kein Glied so kleine, das nicht sein Leiden hat, „der Leib der fühlt das seine, die Seel' auch früh und „spat.„

„Ist

*) Der Leser glaube nicht etwan, daß ein solches Lied zu Behufe dieses Gesprächs erdichtet worden. Er darf auch nicht glauben, daß es etwan ein unbedeutender Schwärmer für den Winkel eines fanatischen Conventikels verfertigt habe. Nein! dieß Lied steht S. 792. eines, in die evangelischlutherischen Kirchen in der Churmark, unter öffentlicher Autorität, eingeführten Gesangbuchs, betitelt: Geistliche und leibliche Lieder, welche der Geist des Glaubens durch D. M. Luther, Joh. Hermann, Paul Gerhard, und andere seiner Werkzeuge, in den vorigen und izigen Zeiten gedichtet, und die bisher in den Kirchen und Schulen der Königl. Preuß. und Churf. Brandenb. Lande bekannt, u. s. w. herausgegeben von Johann Porst, Königl. Preuß. Consistorialrath, Probst und Inspector zu Berlin. Gedruckt zu Berlin in 12.

„In großer Furcht und Schrecken, in finstrer Dun„kelheit, wird die Verdammten decken, Angst, Grauen, „Traurigkeit, die Zähne werden klappen für Frost und „großer Hitz, und werden blindlings tappen, nach einem „frischen Sitz.„

„Sie werden ewig fallen ins Loch, das keinen „Grund, und auf einander prallen zusammen in den „Schlund, sich beißen, fressen, nagen, sich fluchen, lä„stern stets, der Tod wird sie recht plagen, ohn Ende: „Seht, so gehts.„

„So geht es den Verfluchten in ihrem Höllenloch, „den Schlemmern und Verruchten, ach gläubets, gläu„bets doch, wollt ihr daran noch zweifeln? so wahr ists, „so wahr Gott, ihr fahret zu den Teufeln, wo ihr das „halt't für Spott!„

Dieß Lied sang Sebaldus nicht mit, vielmehr zeigte er unter Absingung desselben sichtbare Kennzeichen der Ungeduld. Nach dessen Endigung, gerieth er einige Minuten lang in ein tiefes Nachsinnen, und fragte endlich seinen Mitwanderer:

„Sind Sie denn also ein Wiedergebohrner?„

„Ja, antwortete er, mit sehr sanfter Stimme: „das bin ich durch Gottes Gnade. Vor drey Jahren „den 11ten September, Nachmittags um 5. Uhr, „hatte ich zuerst das selige innere Gefühl der Gnade,

„die bey mir zum Durchbruch kam, seitdem habe ich „an der Gnade beständig gehangen, bin nie der „Gnade satt worden.„

„Also glauben sie doch gewiß ewig selig zu werden?„

„Ach ja! dessen bin ich gewiß:

„Denn ich will stets ein Bienelein
„Auf des Lammes Wunden seyn
„Und fahren so in'n Himmel nein.„

„So! Und werden ewige Freude haben, und werden ganz geruhig zusehen,*) wie Millionen ihrer „Nebenmenschen sich beißen, fressen, nagen, sich „fluchen und lästern, wie der Tod sie recht „plagt

*) Manchen eifrigen Gottesgelehrten, muß es nicht so anstößig seyn, als dem ehrlichen Sebaldus, daß die Seligen im Himmel die ewige Quaal der Verdamten ganz geruhig, ohne Mitleid, ansehen sollen. Z. B. In M. Cyriacus Höfers kurzem und richtigem Himmelsweg: wie ein Kind in 24 Stunden lernen kann, wie es soll der Höllen entgehen und ewig selig werden, einem Katechismus, der im Churfürstenthume Sachsen, und vielleicht auch in andern Provinzen, in vielen Schulen, zur Unterweisung der Jugend gebraucht wird, und der noch 1772 zu Leipzig gedruckt worden, findet man S. 97. folgende Fragen und Antworten:

„Wenn du welche der Deinen würdest in der Hölle sehen „würde dir die Marter zu Herzen gehen, oder würde sie „dir nicht zu Herzen gehen?„

„Antw. Sie würde mir nicht zu Herzen gehen.„

„Warum wird sie dir nicht zu Herzen gehen?„

„Antw. Weil alsdenn mein Willen mit dem Willen „Gottes übereinstimmen wird.„

Will

„plagt ohne Ende. Welcher Gräuel! können Menschen ihre Nebenmenschen so verdammen, und können mit Wohlgefallen von ihrer Verdammung ein feyerliches Lied singen!„

Der Pietist lächelte, und sagte mit sanfter Stimme. „Da siehet man den natürlichen Menschen! Ich verdamme sie ja nicht, sondern (er lächelte nochmals) die Bibel verdammet sie. Da steht es deutlich.„

Sebaldus fuhr sehr heftig heraus: „Nein, das steht nicht in der Bibel; und wissen Sie, wenn es darinn stünde, so wäre sie nicht Gottes Wort. Ich möchte eben so gern ein Atheist seyn, als solche abscheuliche Begriffe von Gott haben, daß er uns das Leben rund abspricht, daß er uns dem Teufel zugesellet, daß er uns durch Henker in Marterkammern schleppen läßt, wo keine

„Reue

Will man denn nicht endlich einsehen, wie unsinnig es ist, bey Kindern, indem man ihnen die Lehren der Religion beybringen will, die edlen Empfindungen der Menschlichkeit zu unterdrücken, und wie abscheulich, sie zu lehren, daß ihr Willen mit dem Willen Gottes übereinstimme, wenn sie die überschwenglichen Leiden anderer Menschen sich nicht zu Herzen gehen lassen. So lange solche Ungereimtheiten noch in unsern Katechismen stehen, dürfen wir den Spötter nicht anklagen, der einem Kapuziner die Worte in den Mund legt: „Et moi Predestiné, je rirai bien quand „vous serez damné.„

„Reue, keine Klagen helfen kann. — Entsetzlich!
„von Ihm so zu denken, dem Vater des Lebens, dem
„Geber alles Guten!„ —

Sebaldus war in großen Eifer gerathen; er brach plötzlich ab, und fieng an nachzudenken, wie der gute Mann gemeiniglich that, wenn er merkte, daß er sehr heftig geworden war, um zu überlegen, ob er sich auch vergangen, oder zu viel geredet habe.

Der Pietist bewegte den Zeigefinger seiner rechten Hand zweymal auf und nieder, und sagte sanftmüthiglich:

„Lieber Bruder, ich beweine deinen erschrecklichen „Unglauben; und du kannst noch in ungöttlichen Eifer „gerathen! Hier kann man den sichtlichen Unterschied „des Standes der Natur und der Gnade sehen. „Wer in der Gnade ist, der ist so ruhig, der erträget „alles, der erduldet alles, stellet alles Gott anheim.„ —

Indem er dieß sagte, sprangen unvermuthet zwey Räuber, von welchen damals, nach eben geschlossenem Frieden, die ganze Gegend wimmelte, mit gezogenen Säbeln aus einem dicken Gebüsche, und fielen die Reisenden an. Sebaldus gab mit dem ruhigen Bewußtseyn, daß er sich nicht wehren könnte, und daß er wenig zu verlieren hätte, das wenige Silbergeld her, das ihm übrig geblieben war. Der Pietist hingegen

gegen war unter den Händen der Räuber todtenblaß, zitterte, und bezeigte sich sehr ungeberdig. Er wälzte sich auf die Erde, suchte seine Uhr zu verbergen, empfieng aber darüber verschiedne Stöße und Schläge. Seine Taschen wurden demungeachtet sämtlich ausgeleeret. Man nahm ihm auch sein neues feines Kleid, und den einen Räuber gelüstete endlich nach seinen ganz neuen Stiefeln. Er mußte, alles Weigerns ungeachtet, sich auf die Erde setzen, um sie auszuziehen: da aber einer noch nicht völlig ausgezogen war, entstand ein Geräusch im Busche, und ein Hund schlug an. Hierüber wurden die Räuber flüchtig. — Der Pietist sprang auf, und schrie aus Leibeskräften: „Halt Diebe! halt Diebe!' Als aber niemand kam, so setzte er sich, mit dem Stiefel in der Hand, abermals unter einen Baum, um recht herzlich auf die Böſewichter zu fluchen, die die Straßen berauben. *)

*) Er soll, wie verschiedne Nachrichten bezeugen, den frommen Wunsch hinzugethan haben, daß ihnen, wenn das eiskalte Fieber ihre Glieder zerrütte, weder bittre Essenz noch Kirchengebet helfen möchten, welchen Wunsch der Verfaßer des Gedichts Wilhelmine, der, nach Art der Dichter, wegen der genauen Bestimmung der Zeiten und Personen, wohl die ungedruckten Urkunden nicht eben mag nachgeschagen haben, dem Sebaldus beylegt. (S. Wilhelmine S. 79.) Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß Sebaldus einen solchen Wunsch sollte gethan haben, da aus

Zuletzt sagte er zum Sebaldus, indem er ihm im Stiefel ein geheimes Täschchen zeigte, worinn er sein Gold verwahret hatte: ‚Sehen Sie nun, wie der Herr ‚die Gottlosen mit Blindheit schlägt. Ist nicht dieß ‚Gold durch ein Wunder gerettet worden?‚ Hier zog er seinen Stiefel an, und stand auf.

Sebaldus versetzte: ‚Ich finde, daß der Stand ‚der Natur und der Gnade, wie Sie vorher be- ‚merkten, wirklich unterschieden ist. Ich natürlicher ‚Mensch kann den Verlust meines Geldes ruhig er- ‚tragen. Es waren freylich nur wenige Groschen, ‚aber mein letzter Heller ist mit weg. Ihnen ist noch ‚weit mehr übrig geblieben, als ich vorher hatte. Ey! ‚Ey! ein Wiedergeborner sollte wenigstens nicht ‚fluchen!‚

Der Pietist ward feuerroth, und sagte stotternd: ‚Die Bösewichter verdienen den Fluch, daß sie, wie ‚Sie vorher ganz recht sagten, Menschen wie wilde ‚Thiere anfallen, da wir uns einander unterstützen ‚sollten. Ach! und das wenige Gold hat der Herr ‚nicht meinetwegen mir so wunderbarlich erhalten, son- ‚dern um nothleidender Brüder und Schwestern wil- ‚len,

aus sichern Nachrichten erhellet, er sey der Meinung gewesen, daß das Kirchengebet überhaupt keine Krankheiten lindere.

„sen, für die ich es von christlichen Seelen gesammlet „habe. Wiewohl ich itzt selbst nothleidend bin.„ —

Er hatte nicht ganz unrecht, denn er stand im bloßen Hemde da, indeß ein ziemlicher Landregen zu fallen anfieng, Sebaldus zog ungebeten seinen alten Ueberrock aus, und überreichte ihm denselben.

„Nehmen Sie, sagte er; ich begehe freylich ein „glänzendes Laster, indem ich Ihnen diesen alten Kittel „anbiete. Aber der Regen fällt zu stark, als daß wir „itzt feine Distinktionen machen könnten.„

Der Pietist nahm den Ueberrock stillschweigend an; und weil beide Wanderer vielleicht über das Vorgefallene nachzudenken für gut fanden, so schwiegen sie auch den übrigen Theil des Weges, bis sie gegen Abend in Wustermark ankamen.

Zweyter Abschnitt.

Es scheint, der Pietist war einer von den angesehenen Personen des Konventikels, deren Heiligkeitsgeruch sich gemeiniglich, zehn bis zwölf Meilen in die Runde, unter den frommen Seelen ausbreitet, die daher bey jedem Bruder und jeder Schwester auf ihren Reisen willkommen sind, und in deren Häusern mit eben der Zuversicht einsprechen, mit der ein reisender

Mönch, in ein an dem Ende seiner Tagereise liegendes Kloster eintritt. Unser Wanderer hatte eben deshalb Wustermark zum Nachtlager erwählt, weil er wußte, daß daselbst eine fromme wohlhabende Bauerwittwe wohnte, in deren Haus er auch so gleich gieng, und den Sebaldus seinem Schicksal überließ, der in einer elenden Dorfschenke eine Stube voll allerhand Gesindel antraf, unter welchem er sich diese Nacht wenig Ruhe versprechen konnte.

Man hat bemerkt, daß, bey den Frömmlingen männliches Geschlechts, mit heißem Eifer für fromme Uebungen sehr oft eine große Hartherzigkeit verknüpft ist, seltener bey denen von weiblichem Geschlechte. Die Bäuerinn hörte von ihrem Gaste kaum, daß er noch einen Reisegefährten habe, welcher, gleich ihm, von Räubern geplündert worden: so kam sie in die Schenke, und lud den Sebaldus zu sich ein. Sie trug auf, was ihr Haus vermochte, und die Wanderer erquickten sich.

Nach Tische fieng der Pietist die Betstunde an, mit der die reisenden Heiligen, da wo sie einkehren, gemeiniglich ihre Zeche zu bezahlen pflegen. Sebaldus, so sehr er eine dürre Dogmatik, und eine störrische Polemik haßte, so sehr war er ein Freund herzlicher Andacht. Er war daher sehr erbaut von der

stillen

stillen Aufmerksamkeit der Bäuerinn und ihrer Kinder. Auch der Vortrag seines Reisegefährten war ihm nicht zuwider; denn dieser besaß vollkommen die Biegsamkeit, mit welcher Leute seiner Art sich bestreben, bey denjenigen, die sie nicht bekehren können, wenigstens eine gute Meinung von sich zu hinterlassen. Er vermied also in seinem Vortrage, sehr weislich, alle Punkte, über die, wie er unterweges gemerkt hatte, Sebaldus anderer Meinung war, und hielt sich bey allgemeinen ascetischen Betrachtungen auf, die der Bauerfamilie begreiflich schienen, und beym Sebaldus gleichförmige Gedanken erregten, mit denen er sich sehr zufrieden zur Ruhe legte.

Den Morgen früh, nach eingenommenem reichlichem Frühstück, dankten sie ihrer Wohlthäterinn, und setzten ihren Weg weiter fort. Sebaldus genoß den schönen Morgen, sang ein fröhliches Morgenlied, und war so innig vergnügt, daß er gar nicht daran dachte, wie mißlich sein Zustand war, und welchen Zweck die Reise, auf der er itzt eben begriffen war, haben könnte, bis sein Reisegefährte selbst das Gespräch auf Berlin brachte, wohin sie giengen. Dieser beseufzete, mit auf die linke Achsel gesenktem Haupte, und gen Himmel erhabenen Augen, das Elend dieser großen Stadt, wo, wie er versicherte, die Religion

ein Gespötte sey, wo niemand in die Kirche gehe, wo ein jeder rechtschaffner Christ verachtet werde, und wo Rotten und Ketzereyen regierten. Er beklagte den Sebaldus recht geflissentlich, weil er, als ein Fremdling, der sich nicht in den besten Umständen befinde, in dieser Stadt voll Irrgläubigkeit und voll Unglaubens, ganz gewiß werde umkommen müssen.

„Ich habe, sagte Sebaldus, bessere Hoffnung. „Ich weiß aus der Erfahrung, daß bey dem, was „viele Leute Unglauben und Ketzerey nennen, die „Liebe des Nächsten sehr wohl bestehen kann.„

„Nein! Nein! rief der Pietist mit erhabener „Stimme, wo Glauben ist, da ist auch Liebe! die „findet man aber in dieser Stadt, ja im ganzen Lande, „gar nicht. Da herrscht lauter Eigennutz und Betrug, „da gehen alle Laster im Schwange, da ist die Ruch„losigkeit aufs höchste gestiegen, da ist alle christliche „Liebe erloschen.„

Er sagte dieses mit so vieler Dreistigkeit, und versicherte so oft, er kenne Berlin, wo er sich oft aufgehalten habe, so genau, und es sey überhaupt eine weltbekannte Sache, daß Sebaldus anfieng darüber nachdenkend zu werden.

„Ich gestehe, sagte er, nach einiger Ueberlegung, „wenn die Einwohner dieser Stadt, ja dieses ganzen

„Landes,

„Landes, so beschaffen sind, als Sie sie beschreiben, so „muß es ein wahres Unglück seyn, unter ihnen zu „wohnen. Aber, fuhr er fort, — nachdem er noch„mals ein wenig gestaunt hatte, — sollten Men„schen, die so gesinnet sind, wohl in Gesellschaft le„ben können? Sollte ein Staat wohl in kurzer Zeit „blühend werden können, der lauter solche Bürger „enthielte? Und doch soll, wie man mich versichert „hat, der Preußische Staat, nur seit Menschengeden„ken, sehr blühend geworden seyn; besonders soll ja Ber„lin am Wohlstande seit dreißig Jahren sichtlich zu„genommen haben.„

Der Pietist, der dieses Raisonnement nicht fassen konnte, sagte mit dummer Gleichgültigkeit: „Was „hat das Zeitliche mit dem Himmlischen zu thun? „Die Kinder dieser Welt sind immer klüger, als die „Kinder des Lichts! Glauben Sie mir gewiß, es giebt „in dieser großen Stadt, einige wenige fromme See„len ausgenommen, die noch ihren Heiland lieb ha„ben, nichts als böse Atheisten, die keinen Gott, kei„nen Teufel, und keine Hölle glauben.„

„Ey nun! sagte Sebaldus, wenn diese Leute kei„nen Gott glauben, so glaube ich einen, und weiß, „daß er keinem seiner Geschöpfe mehr Elend auflegen „wird, als es tragen kann.„

Dritter Abschnitt.

Sie waren unter dergleichen Gesprächen durch Spandau gegangen, und hatten sie nur unterbrochen, um beym Hereingehen und Herausgehen die kurzen Fragen der wachthabenden Unterofficiere zu beantworten, die ein Paar so unansehnliche Passagiere nicht des Aufschreibens oder Meldens werth hielten. Als sie an Charlottenburg kamen, erblickte Sebaldus, mit Vergnügen, jenseit der Spree im königlichen Garten, die lange Allee dichtbelaubter Kastanienbäume, unter denen einige einzelne Spaziergänger auf- und abgiengen. Er blieb auf der Brücke stehen, um noch einmal darnach zurück zu schauen. Vor dem Schlosse hingegen gieng er vorbey, ohne daß es ihm nur einmal eingefallen wäre, zu fragen, was für ein großes Gebäude dieß wäre. So sehr war er gewohnt von den Schönheiten der Natur schnell gerührt zu werden, und so wenig aufmerksam war er auf alle Pracht der Kunst.

Sie kamen nunmehr in den berlinischen Thiergarten. Je mehr sie fortgiengen, desto mehr ward Sebaldus entzückt. Man muß anmerken, daß in der Nacht ein starker Strichregen gefallen war, welcher den Sand, mit dem die Natur in diesen Gegenden

so freygebig gewesen ist, zum Stehen gebracht, und den Staub von den Baumblättern abgewaschen hatte, den tausend Frauenzimmerschleppen, nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl von Wagenrädern und Pferdefüßen, bey trockenem Wetter im Thiergarten zu erregen pflegen. Den Vormittag hatte sich das Wetter aufgeklärt, und bereits seit einigen Stunden, schien die Sonne. Die gänzlich reine Luft erhob das Grün der Bäume, das auf mannigfaltige Art abgewechselt das Auge belustigte.

Die Wanderer sahen die glückliche Mischung dunkler Fichten mit schlanken Ulmen, hellgrünen weißrindigen Birken, und glatten Akacien unterbrochen, denen hundertjährige majestätische Eichen zum Hintergrunde dienen. Melancholische Gänge von dichtem Lerchenholze, und von düstern Eibenbäumen, führen auf weite Plätze und auf grüne Säle mit Statuen geziert, und mit Hecken von jungen Eichen, und von immergrünem Nadelholze umkränzt. Sie giengen durch beschattete Gänge, mit Linden, und breitbelaubten Platanusbäumen besetzt, hinter welchen dichte Gebüsche von Erlen und Espen die feuchten Gründe anfüllen, neben ihnen der verwachsene Wald, wo einsam der sokratische Ahorn wächst, und die Pappel und der Masholder, wo die weit sich ausbreitende

Buche,

Buche, ihre grünen gestreckten Aeste wiegt, und erhabene Tannenfichten auf schlankem und geradem Stamme, die belaubte Krone, hoch über den dichten Wald, einzeln himmelan strecken. Der frische Geruch des Nadelholzes, vom Regen ausgelockt, und balsamische Lindenblüthe, erquickten sie, so wie sie giengen, und beym Uebergange über jede Queerallee, begränzte die Aussicht der benachbarte Spreestrom, auf dem aufgespannte Segel vorbeywallten.

Sie kamen endlich Nachmittags gegen drey Uhr auf den Platz bey den Zeltern, den, weil es Sonntag war, eine Menge Spaziergänger anfüllte. Zwar war noch nicht die modische sechste Stunde da, welche die schöne Welt in den Zirkel zusammen bringt, um zu sehen, und gesehen zu werden. Die Excellenzen und die gnädigen Damen hatten sich nicht längst erst zur Tafel gesetzt. Die Kenner im Essen faueten noch an den reichgewürzten Frikasseen, schmeckten die zusammenkoncentrirten Säfte der feinen Ragouts, in Schüsseln mit Asa Fötida gerieben, und zogen im voraus das Fümet des raren Wildes in sich, das ihrer Zähne wartete. Die reichen Kapitalisten, waren eben vom Burgunder und sechs und zwanziger Rheinweine gesättigt, und fiengen an, beym Desserte, den Peter Semeyns, Syrakuser, Rivesaltes und

Cap:

Capwein aus kleinen Gläsern zu schlürfen. Die schönen Damen bürgerliches Standes, waren eben im Begriffe zu Kaffeevisiten zu fahren, und ordneten die Geschichte des Tages, so wie sie sie erzählen wollten, in ihrem Kopfe zusammen, und die französische Kolonie war noch in der Vesperpredigt.

Kurz, es war halb vier Uhr, und es war also von der schönen Welt noch wenig zu sehen; hingegen wimmelte der Platz von den glücklichen Söhnen der Erde, die alle Sorgen der Woche am Sonntage völlig vergessen, und sich und ihr Leben, bey einem Spaziergange, und bey einem geringen Labetrunke, herzlich genießen. Arbeiter auf Weberstühlen und in Schmiedeessen, füllten die Zelter an, und ließen ihren Groschen unter lautem Gelächter aufgehen, oder steckten ernsthaftiglich über das gemeine Beste ihre Köpfe zusammen, weißagten neue Auflagen, und fällten Urtheile über Gerüchte von bevorstehenden Kriegen.

Der Zirkel, der nach drey Stunden der Schauplatz der Schönen, vornehmen Standes, seyn sollte, war itzt vom gemeinen Manne, im besten Anputze und voll fröhliches Muthes, angefüllt. Da war mancher gesunder Jüngling, im neugewendeten Rocke und mit goldner Troddel am Hute köstlich geputzt, neben ihm in silberbebrämter Mütze, seine rothbäckige Liebste,

die, zur Feyer dieses ihm längst versprochenen Spazierganges, ihre sämtlichen sechs Röcke übereinander gezogen, und ihre neuen kalmankenen Schuhe nicht vergessen hatte. Hinter ihnen, das Bild der ehelichen Verträglichkeit, ein ehrlicher Handwerksmann, der seinen jüngsten Knaben im langen Rocke auf dem Arme trug, indeß seine Frau ihres Mannes Stock in ihrer rechten Hand führte, ihre funfzehnjährige Tochter ihr zur Linken, in der Schönheit der Jugend, mit niedergeschlagenen Augen, die unter der emporstehenden Haube sanft hervorblickten. Die große Allee von der Stadt her, war von Spaziergängern zu Fuß und zu Pferde bedeckt, und einige Wagen brachten wohlbeleibte Tanten und bürgerlich erzogene Nichten, bis ans Thor, die nur die Reize eines angenehmen Spazierganges suchten, und auf wohlfrisirte Köpfe, und Aufsätze nach der neusten Mode Acht zu haben, nicht waren gewöhnt worden.

Sebaldus Stirn erheiterte sich bey dem Anblicke so vieler vergnügten Leute. Des Pietisten Stirn aber ward dadurch noch mehr gerunzelt. Er rief voll geistliches Verdrusses aus: „Siehe da die Kinder Be„lials, wie sie den Lüsten des Fleisches nachziehen! „Wie sie den Weg der Sünden gehn, reiten und „fahren! Immer gerade in den höllischen Schwefel„pfuhl hinein!„

„Behüte

„Behüte Gott! sagte Sebaldus: Ich sehe nichts „sündliches darinn, daß diese Leute den herrlichen „Tag geniessen, den uns Gott giebt, so weit ich se„hen kann, ist ihr Vergnügen sehr unschuldig.„

„O, wie sündlich! sagte der Pietist mit entflamm„ten Augen: das ist recht des Teufels Lockspeise, wenn „er uns mit dem weltlichen Vergnügen ankörnen „kann. Ein rechtes Gnadenkind kann kein anderes „Vergnügen haben, als sein eignes Elend zu kennen, „und zu fühlen was es heißt, ein rechter armer „Sünder zu seyn.„

Sebaldus, dem diese gesalbten Weidsprüche nicht gefielen, antwortete nichts, würde auch nicht zum Worte gekommen seyn; denn der Pietist, den die Herzlichkeit zum Heilande ergriffen hatte, fieng an, die vorübergehenden zu ermahnen, ihnen die Abscheulichkeit des Spaziergehens an einem schönen Tage vorzustellen, und Ihnen dafür das Seitenhöhlchen anzupreisen, in welchem sie recht selige Spaziergänge halten könnten, u. s. w.

Einige giengen vor ihm vorbey, beynahe ohne ihn zu hören, andere gafften ihn an, ohne zu wissen, was sie aus ihm machen sollten, andere schüttelten den Kopf. Endlich versammlete sich doch allerhand Pöbel, der schrie und lärmte, und vom Tollhause zu

reden

reden anfieng, ja einige hoben Erdklößer auf, und warfen sie über ihn weg.

Sebaldus fieng an zu fürchten, daß der Auftritt ernsthafter werden möchte, und suchte seinen Reisegefährten von seinem Vornehmen abzuhalten; diesem aber hatte der geringe Anschein eine Art von Märtyrer zu werden, den Kopf angeflammt, und er fieng an, mit stärkerer Stimme, den Vorübergehenden ein Wort ans Herz zu legen.

Endlich gerieth er an einen Kerl, der nach seinem braunen Rocke und rund um den Kopf herum abgeschnittenen Haaren, nichts anders als ein Schlächter oder Gerber seyn konnte. „Mein Freund, redete „er ihn an, er gehet, um sich die Zeit zu vertreiben, „o! wenn er wüßte, wie wohl dem ist,

„Der da seine Stunden
„In den Wunden
„Des geschlacht'en Lamms verbringt.„

Herr, sagte der Kerl mit starren Augen: „was „kann mir das helfen, ich bin vorigen Sonntag im „Lamme gewesen, aber das Bier war sauer.„

Und damit gieng er fort. Der umstehende Pöbel schlug ein Gelächter auf, und verließ unsre Reisenden. Der Pietist verstummte.

Die

D. Chodowiecki inv. & f.

Die Enthusiasten pflegen, in der Hitze ihres Eifers, gewöhnlicher Weise einen Kothregen, und allenfalls auch einige Faustschläge, nicht zu achten, wenn es ihnen nur gelingt Aufmerksamkeit zu erregen: wenn sie aber trockner Weise ausgelachet werden, und niemand bey ihnen stehen bleibt, so kühlet sich ihr Eifer ab, und sie begnügen sich allenfalls, zwischen den Zähnen murmelnd, die dem Worte ungehorsamen Weltkinder dem Teufel zu übergeben.

So gieng es hier auch. Der Pietist schwieg mürrisch still, und Sebaldus, da sie indessen ins Thor traten, und unter den Linden fortgiengen, genoß die Schönheit dieser Allee, sog den Duft der Lindenblüthe ein, und freuete sich über die fröhlichen Gesichter, die ihm allenthalben entgegen kamen.

Sie giengen einige Straßen stillschweigend fort, bis sie an eine Kirche kamen, in welcher Gottesdienst gehalten wurde. „Siehe da! rief der Pietist aus, „wie leer der Weg zum Gotteshause ist, und wie angefüllt der Weg zu den Häusern des Teufels war! „O! wie ist doch alle Gottesfurcht, alle Liebe zum „Heilande in dieser großen Stadt ganz ausgetilget! „Wie wandelt doch jedermann im Pfade der Ruchlosigkeit, läuft dem Teufel gerade in den Rachen, und „stürzt sich in das ewige Verderben!„

Sebaldus schauete ungeduldig einigemal rechts und links um sich.

„O Stadt! fuhr der Pietist fort: die du bist wie „Sodom und Gomorrha, wie bald wird Gott seinen „feurigen Schwefelregen über dich ergießen! Und dieß „wäre schon lange geschehen, wenn nicht wenige Ge„rechten in dir wären, um derentwillen dich der Herr „schonet! Ja, mein Freund! (hier fieng er an zu wei„nen,) es giebt hier einige erwählte Seelen, die bis „über den Kopf in den Wunden des Lammes sitzen, „die zu einem Pünktlein, zu einem Stäublein, zu „einem Nichts geworden sind, und sich nur in das „blutige Lamm verliebt haben, diese halten noch die „verworfene Stadt, daß sie nicht fällt.„

Indem er dieses sagte, blieb er plötzlich an einer Ecke stehen, zog des Sebaldus alten Ueberrock aus, und gab ihn zurück. Sebaldus bat ihn, denselben so lange zu behalten, als er ihn brauchte. „Nein, „sagte er, ich trete nunmehr bey einem lieben Bruder „ab. Wie wird dem sein Herz seyn, wenn er mich in „meiner Nacktheit siehet, wenn er siehet, was ich „um des Heilandes willen gelitten habe. Er wird „dann thun, so viel ihn der Heiland heißt.„ Hier drückte er dem Sebaldus die Hand, wünschte ihm den Segen des Herrn, verließ ihn, klopfte an ein

vierzig Schritte davon entferntes großes wohlgebautes Haus, und gieng, nachdem es geöffnet worden, hinein.

Sebaldus stand noch an der Ecke, mit dem Ueberrocke auf dem Arme, und nachdem er denselben angezogen hatte, befand er sich an einem sehr heißen Nachmittage nichts besser. Er gieng voller Gedanken die Straße wieder herunter, die er gekommen war, und da er wieder an die Kirche kam, so trat er, weil er nichts bessers zu thun wußte, hinein.

Er fand die Kirche wider Vermuthen so gestopft voll, daß es ihm einige Mühe kostete, sich so weit durchzudrängen, daß er den Prediger deutlich verstehen konnte. Dieß war ein junger Kandidat, der mit zierlichem Anstande, eine erbauliche Rede von der wahren christlichen Liebe, beynahe zu Ende gebracht hatte, und itzt eben bey der Nutzanwendung war. Das Herz des guten Sebaldus erweiterte sich wieder, da er die vielen schönen Lehren des Predigers, und die Aufmerksamkeit der zahlreichen Zuhörer betrachtete; und die finstere Vorstellung von Berlin, welche seines Reisegefährten Bericht bey ihm verursacht hatte, fieng an, etwas aufgeheiterter zu werden.

Vierter Abschnitt.

Indeß war der Gottesdienst geendigt. Alle Zuhörer verließen die Kirche, und Sebaldus mit ihnen. Nun fiel ihm wieder ein, daß er nicht wußte, wohin er gehen sollte, indem er in seiner Tasche keinen Pfennig hatte, und in dieser weitläuftigen Stadt gänzlich unbekannt war. Er fieng an, darüber verschiedene traurige Betrachtungen zu machen.

Indem er damit beschäfftigt war, gieng der Kandidat vor ihm vorüber, welcher geprediget hatte. Sein volles und rundes Gesicht, auf welchem die frühe Jugend blühte, war in eine weißgepuderte, in sanften Locken wallende Perücke gehüllet, die auf beiden Schultern sanft auffiel, und sich bis gegen die Mitte des Rückens in lang gezogenen Ringen kräuselte. Er sahe, mit einer süßen selbstgefälligen Miene, immer gerade vor sich hin, und dankte, mit langsamem Kopfneigen, rechts und links den gemeinen Leuten, die seinen steifgestärkten Kragen, und den auf seinem Rücken schwimmenden Mantel grüßten, den er zuweilen mit der linken Hand zierlich aufnahm, indeß er mit dem in der rechten Hand habenden Hute, den Layen, für ihren Gruß, eine Art von Segen zu ertheilen schien.

Er

Er gieng in ein nicht weit entlegenes Haus, und in Sebaldus Geiste stieg plötzlich der gute Gedanken, oder nach gelehrter Exegese zu reden, die Offenbarung auf, daß er sich, in seiner gegenwärtigen Bekümmerniß, am besten an den Jüngling wenden könnte, welcher so fein von der christlichen Liebe gepredigt hatte. Er klopfte also an die Thür an.

Die Thür öffnete ein ältlicher Mann, der, wie sich hernach auswies, der Vater des Kandidaten war. Er war ein ehrlicher guter Krämer, der in den Abendstunden und Sonntagsnachmittagen gern Erbauungsschriften las, die er nicht ganz verstand. Er war daher in des hochtrabenden Cemlers, in des mystischen Trescho, in des wortreichen Tiedens Schriften sehr belesen, und galt deshalb bey seinen Nachbarn für einen gelehrten Mann.

Das Herz hüpfte dem ehrlichen Krämer, als Sebaldus nach dem Prediger fragte, von welchem er eben die schöne Predigt von der Liebe gehört habe. „Es ist mein Sohn, rief er freudig aus: treten Sie „doch näher, mein lieber Herr!„ und damit führte er ihn in die Stube.

Sebaldus fand den Kandidaten, unter den Händen seiner, über die erste Predigt ihres Sohnes noch entzückten Mutter, die ihm eben einen leichten

Schlafrock angezogen und eine weiße Mütze aufgesetzt hatte, und noch beschäfftigt war, ihm den gelehrten Schweiß von der Stirn zu wischen.

Sebaldus redete ihn an: „Seine Predigt mache „ihm Muth, sich bey seiner itzigen Verlegenheit an „ihn zu wenden. Er sey selbst ein Prediger, obgleich „seines Amts entsetzt. Er habe zweymal durch Räuber seinen letzten Heller, nebst seinen Empfehlungs„briefen verloren. Er bitte ihn nur um ein Obdach, „und um guten Rath, wie er nothdürftig sein Brodt „verdienen könne.„

Der Kandidat fragte ihn mit einer sehr weisen und „ernsthaften Miene: „Warum er seines Amtes sey „entsetzet worden?„

Sebaldus glaubte, dem Berichte seines gewesenen Reisegefährten zu folge, er werde sich am besten empfehlen, wenn er sich als einen Heterodoxen angebe. Er gestand also ohne Umstände, „daß er wegen „Abweichungen von den symbolischen Büchern abge„setzt worden.„

„Abweichungen! „rief der alte Krämer, o! wenn „Sie doch das schöne Büchlein gelesen hätten, das wir „neulich hier hatten: Fritz! wo wars doch gedruckt? „in Nürnberg? oder in Jena? da würden Sie haben „lesen können, wie der liebe Mann die Abweicher ab„führt;

„führt; 's ist 'n gelehrter Mann, warlich 'n gelehr„ter Mann, er würde Sie verachten, wenn er Sie „kennete. Der Mann hält was auf Orthodoxie.„

Er würde noch weit mehr geplaudert haben, aber der Kandidat, der es ungern sah, daß sein ungelehrter Vater geschwinder antworten wollte, als er, fiel ihm mit pathetischer Stimme ins Wort, und sagte: „Es thut mir sehr leid, daß Sie nicht besser auf die „symbolischen Bücher gehalten haben. Hier zu Lande „schwören wir leider! zwar nicht darauf, sie sind aber „doch ein Pactum, und Pacta sunt servanda. — Und „worinn fuhr er mit aufgeworfenem Unterkinne fort, „worinn fanden Sie denn für so nöthig von den sym„bolischen Büchern abzugehen?„

Sebaldus, etwas kleinlaut, antwortete: „In „der Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen.„

Der Kandidat schlug seine Hände über seine weiße Mütze zusammen, und rief aus: „Wie ist es mög„lich, daß jemand an einer so göttlichen Lehre zwei„feln kann? Haben Sie denn den ersten Theil mei„ner Predigt nicht gehört?„

„Nein, sagte Sebaldus, weil er erst gegen das „Ende derselben gekommen sey.„

„Das thut mir leid, sagte der Kandidat; denn ich „habe darinn bewiesen, die wahre christliche Liebe er-

 „fodere,

„fodere, daß man alle diejenigen, welche nicht den „wahren evangelischen seligmachenden Glauben ha„ben, durch alle nur möglichen Mittel in den Schooß „der Kirche zurück zu bringen suche, eben deshalb, da„mit man ihre Seelen rette, und sie nicht ewig ver„dammet würden.„

Er würde seine ganze Predigt wiederholt haben, wenn nicht der Vater in großem Eifer aufgefahren wäre: „Was? keine ewige Höllenstrafen? das wäre „schön, wenn mein Nachbar an der Ecke gegenüber „nicht sollte ewig verdammt werden! Er, der das Pre„digtamt verachtet, der in gar keine Kirche gehet, „der mir einen Proceß an den Hals geworfen, der „ihn gewonnen hat! der gottlose Mann! der Atheist! „der Separatist!„

Sebaldus wollte sich vertheidigen; aber der Krämer nahm ihn beym Arm, und schob ihn höflich zur Thür hinaus.

Sebaldus war sehr betreten; weil er aber sahe, wie äußerst nothwendig es sey, sich an irgend jemand zu wenden, so gieng er zu dem Nachbar gegenüber, von dem er bessere Gesinnungen hoffte, weil er nicht so orthodox seyn sollte, als der Krämer.

Er fand einen Mann von blassem sanftmüthigem Ansehen, in einem simpeln grauen Rock, und einer

baum=

baumwollenen Perücke, der, an seinem Pulte sitzend, einen Posten in sein Hauptbuch trug.

Sebaldus erzählte ihm, was in des Nachbars Hause vorgefallen war, und wiederholte seine Bitte um einen guten Rath.

Der Separatist sagte mit schwacher und sanfter Stimme: „Ich wundere mich nicht über meines Nach„bars unchristliche Rede, denn er hat den Geist nicht, „der das Leben giebt. Freylich sind die symbolischen „Bücher eine Erfindung des Teufels, so wie der ganze „geistliche Stand. Ein jeder wahrer Christ ist ein „Hoherpriester. Die Geistlichen haben die Welt von „je her verführt, und da Er mein Freund! von dem „Stande ist, so gehe Er in Gottes Namen, wohin „Er will, ich habe nichts mit Ihm zu schaffen.„

Er klopfte noch an einigen Thüren an, wo man ihn, als einen gemeinen Bettler, abwies.

Endlich gerieth er in ein Gelag, wo vier lockere Brüder zwischen acht Flaschen saßen, und sämtlich von Weine glüheten. Sie hatten schon dreymal ihren gewöhnlichen Zirkel von schlüpfrigen Wortspielen und abgeschmackten Spöttereyen über ehrwürdige Sachen durchgegangen, und hatten schon dreymal sich gekützelt, über das zu lachen, was nicht lächerlich ist, und sie waren eben im Begriff, trotz der Dünste

des Weins, mit dem sie ihre hirnlosen Köpfe anfeuerten, in ein allgemeines Gähnen zu gerathen. Der Zufall führte ihnen den Sebaldus zu, dem sie gleich ansahen, daß er sehr leicht aufzuzäumen seyn würde. Der witzigste unter ihnen, nachdem er den andern einen Wink gegeben hatte, nahm den Sebaldus, der eben wieder aus der Thür zurücktreten wollte, mit freundlicher Miene bey der Hand, ließ ihn sich niedersetzen, und fragte ihn um sein Anbringen. Er schien ihn recht sehr zu bedauren, fragte dem guten Sebaldus, dessen Herz gewöhnlicher Weise auf seiner Zunge saß, sehr bald seine Geschichte ab, und erfuhr auch von ihm seine Neigung zur Apokalypse, der er den lautesten Beyfall zu geben schien, indeß seine Gefährten im innern Munde lachten. Er bedauerte mit scheinheiliger Miene den Sebaldus, wegen seiner vielen erlittenen Unglücksfälle, und fragte ihn, wie er sie habe so geduldig ertragen können. „Unvermeidliches Unglück zu ertragen, wird einem „weisen Manne leicht, und die Hoffnung jenes Le„bens. — „ Hier konnte sich einer der Gäste, der dem Sebaldus gegen über saß, und ihn schon lange, den Kopf auf beide Ellenbogen gestützt, angegaffet hatte, nicht länger halten, sondern schlug über jenes Leben eine laute Lache auf. „Du alter Narr, rief er,

„du

,du wirst eben so wohl in nichts verwandelt werden,
,als ich und wir alle; drum laß uns noch eins trin-
,ken. Denn (er sang)

,Unser leben währet kurz,
,Es vergeht geschwinde.,

Hiemit schenkte er ein volles Glas ein, und brachte es dem Sebaldus: ,Da trink mit, auf der Babylonischen Hure ,Gesundheit!, Alle vier brachen in ein Pferdegelächter aus, und Sebaldus, der jetzt erst merkte in was für Gesellschaft er war, ließ sich durch kein Zureden aufhalten, sondern eilte zur Thür hinaus, und schöpfte nicht eher wieder frische Luft, bis er auf der Straße war. Er empfand den ehrlichen Unwillen, den ein kluger Mann allezeit empfindet, wenn er merkt, daß er einer Gesellschaft von Narren zum Schauspiele gedienet habe. Hiezu kam die Bekümmerniß über seine nun mehrmals fehlgeschlagene Hoffnung, sich die ersten Bedürfnisse des Lebens zu schaffen.

Er wollte eben in laute Klagen ausbrechen, als ihm sein gewesener Reisegefährte begegnete. Derselbe war in einen guten tuchenen Rock gekleidet, gieng mit niedergeschlagenen Augen ernsthaft einher, in Gesellschaft, eines braunen von der Sonne verbrannten Menschen von widriger Miene, der in Reisekleidern

dern, und mit einem Hirschfänger umgürtet war. Er würde den Sebaldus nicht angesehen haben, wenn dieser ihn nicht bey der Hand genommen, und ihn also angeredet hätte:

,Ach! Sie haben wohl recht, daß in dieser Stadt ,alle christliche Liebe erloschen ist. Aus den Häusern ,weiset man mich weg, und auf der Straße bin ich ,unter hundert Menschen, die vor mir vorbey ihren ,Vergnügungen oder Geschäfften nacheilen, eben so ,einsam, als in einer Wüste. Der Tag fängt sich ,an zu neigen, und ich weiß noch nicht, wo ich ein ,Obdach finden soll. Großer Gott! was soll aus mir ,werden?,

,Ja freylich, sagte der Pietist, wo die seligma- ,chende Gnade nicht ist, da ist keine Liebe; aber ein ,guter Christ muß doch nicht verzagen. Wissen Sie ,was? wenn es dunkler wird, so gesellen Sie sich zu ,den Nachtwächtern, und gehen mit ihnen auf eine ,Hauptwache, da können Sie schlafen. Morgen ,früh wird sich wohl etwas finden. Leben Sie wohl, ,ich muß eilen.,

Sebaldus wollte ihn noch aufhalten, aber er riß sich los; denn er sollte einem jungen Herrn noch heute unverzüglich Geld verschaffen, und das Pfand war sehr sicher.

Sebaldus, von aller Hülfe verlassen, irrte noch einige Stunden, fast ohne Besinnung, auf den Straßen herum. Er hatte, seit dem frühen Morgen, noch nichts gegessen, er war von der Reise, und vom Gram äußerst ermüdet, alle seine Glieder ermatteten, alle Hoffnung verließ ihn, und er sank, als es anfieng dunkel zu werden, beynahe ohne es selbst zu wissen, unter dem Bogengange der Stechbahn in einen Winkel trostlos nieder. Hier lag er, unter den traurigsten Betrachtungen. Bald fiel ihm die Hartherzigkeit des Stauzius und des Präsidenten ein, die ihm in seinem Vaterlande nicht einmal die Luft gegönnet hatten; bald gieng ihm die Gleichgültigkeit der Einwoh- Berlins ans Herz, die auf das Elend eines Nebenmenschen so wenig Acht hatten. Die Standhaftigkeit, die ihm sonst sein ruhiges Temperament gewährte, hatte ihn ganz verlassen. Er stieß laute Seufzer und die bittersten Klagen aus. Er erregte dadurch die Aufmerksamkeit vieler Vorübergehenden, die von Gastereyen, oder Spaziergängen zurück kamen. Einige sagte: ,Da liegt ein Mensch!, andere: ,Was muß ,das für ein Mensch seyn?, andere warfen ihm ein Paar Dreyer zu, die einen Mann, dessen Gesinnungen das Elend noch nicht ganz hatte erniedrigen können, demüthigten, ohne ihm zu helfen.

End-

Endlich, da es schon ganz dunkel war, gieng ein Mann mit einer Laterne in der Hand vorüber, eben als Sebaldus einen tiefen Seufzer ausstieß, und in unzusammenhangende Klagen ausbrach. Er leuchtete ihm mit der Laterne gerade ins Gesicht, und fragte, was er begehre! Ha! sagte Sebaldus mit starren Augen: „Ich möchte wohl einen mitleidigen Men„schen sehen, denn in dieser Stadt kann eine mensch„liche Kreatur auf der Straße verschmachten, indeß „in allen Häusern Freude und Wohlleben herrschet.„ Der Vorübergehende fragte weiter, und erfuhr in wenig Worten, wer Sebaldus sey, und die fehlgeschlagenen Versuche dieses Tages.

„Sie haben sich, mein Freund, sagte der Mann „mit der Laterne, lächelnd, nur an allzureiche Leute „gewendet. Ein wohlhabender Mann kennet das „wahre Bedürfniß eines Unglücklichen nicht recht, „wirft ihm aufs höchste einen Dreyer oder Pfennig „zu, und geht weg. Königen können am besten Kö„nige, und Armen am besten Arme helfen. Stehen „Sie auf. Er hob ihn auf, und führte ihn mit sich „fort.„

Dieser Mann war Schulmeister in einer von den Freyschulen für arme Kinder, die eine rechtschaffne

Patri-

Patriotinn,*) bloß aus Liebe zu guten Handlungen, ohne Ruhmbegierde oder Eigennutz, zuerst angelegt hat, und die bisher bloß durch die Mildthätigkeit von Menschenfreunden unterhalten worden. Er hatte bey einer sauern Arbeit gerade das nothwendigste Auskommen. Seine Frau und einzige Tochter halfen arbeiten, um sich zu erhalten. Er stellte ihnen bey seiner Zuhausekunft den Sebaldus vor, der von ihnen mit herzlicher Gastfreundschaft empfangen ward. Sie erquickten ihn mit einer frugalen Abendmahlzeit, und hernach ward ihm, in einer Art von Abschlage auf dem Boden, ein Lager von frischem Stroh angewiesen, zu dessen Verbesserung sowohl, der Alte, als das gute Mädchen, jeder ein Stück Bette, hergab.

Fünfter Abschnitt.

Sebaldus, durch die Ruhe sehr erquickt, wachte erst gegen acht Uhr auf, und fand schon seinen Wohlthäter bey seinen Schülern, dessen Frau beym Seide-

*) Die sel. Feldmarschallinn von Spaen, setzte zuerst ein Kapital zu einer Freyschule aus, die im Jahre 1699. eröffnet ward. Auch die folgenden Freyschulen sind bloß durch Vermächtnisse, und freywillige Beyträge edelmüthiger Wohlthäter bestanden. Im Jahr 1773 sind in sechzehn Freyschulen 980 arme Kinder umsonst unterrichtet worden. Der itzige Aufseher dieser Freyschulen, Herr Prediger Rauch, giebt jährlich eine Nachricht von dem Zustande derselben heraus.

Seidewickeln und die Tochter bey einem Nährahmen beschäfftigt. Er fieng sogleich ungebeten an, seinem Wohlthäter in seiner Schularbeit zu helfen.

Nach dem Mittagsessen dankte er ihm, von ganzem Herzen, für seine gastfreye Aufnahme, und fügte die Bitte hinzu, daß er ihm Anleitung geben möchte, selbst sein Brodt zu verdienen.

„Was meinen Sie zu verstehen, antwortete der „Schulmeister, das hier in Berlin brauchbar wäre, „und das Sie ausüben oder lehren könnten?„

„Ich habe gedacht, sagte Sebaldus, daß, da in „in dieser großen Residenz, die wichtigsten Landes- „und Regierungsgeschäffte, Kriegsanschläge, Hand- „lungs- und Nahrungsgeschäffte, u. s. w. vorkommen „müssen, und da keine von diesen Sachen ohne Phi- „losophie geführet werden kann, so würde ich am „besten mein Auskommen finden können, wenn ich „Unterricht in der Philosophie gäbe. Wenn ich auch „nicht an die Großen käme, so muß doch ein jeder „Bürger vernünftig zu leben suchen, und dieß kann „ich nach den neuesten und gründlichsten Grundsätzen „des Hrn. D. Crusius lehren. Ich kann aus der „Thelematologie, aufs unwiederleglichste, die „Ethik, die natürliche Moraltheologie, das „Recht der Natur und die allgemeine Klugheits-

„lehre

„lehre herleiten. Denen, die nicht so tief eindringen wollen, kann ich einen halbjährigen Kursus über „Wüstemanns Einleitung in die Philosophie „des Hrn. D. Crusius halten.

„Wer ist der Crusius? und wer ist der Wüstemann?

„Wie? Herr D. Crusius ist ein weltberühmter „Mann, den alle Gelehrten aus Einem Munde preisen, der die Thelematologie erfunden hat, der sich „dem Wolfischen Fatalismus entgegengesetzt hat, der „muß in Berlin in allen Gesellschaften genennet werden, dessen Schriften müssen alle Gelehrten sich zum „täglichen Studium machen.

„Es kann seyn. Ich bin kein Gelehrter, aber ich „bin in vielen Häusern in Berlin bekannt; ich war „drey Jahre Schreiber bey einem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, zwey Jahre Bedienter bey „einem Minister, und anderthalb Jahre Küster bey „einem sehr gelehrten Prediger, der mir alle seine „Manuskripte vorlas, und doch habe ich den Namen „Crusius in meinem Leben nicht nennen hören. Und „wie hieß der andere?, —.

„Magister Wüstemann. Dieser hat die freylich „etwas weitläuftigen Schriften des Hrn Doktors in „einen kurzen Begriff gebracht. Ich dächte, er müßte

„auswärts eben so berühmt seyn, als Wichmann, „Reinhard, Schmid, Pezold, die des Herrn „Doktors lateinische Schriften, den Ungelehrten zum „besten, ins Deutsche übersetzt haben. Zudem wird, „wie ich höre, in Leipzig und in Wittenberg über seine „Einleitung gelesen.„

„Ich habe schon mehrmals bemerkt, daß Leute, die „auf Universitäten für sehr berühmt gehalten werden, „in Berlin keinem Menschen bekannt sind. Ich glaube „überhaupt nicht, daß Sie in Berlin durch Philoso„phie Ihr Glück machen werden. Da hilft Gunst „und Protektion, tiefes Beugen und langes War„ten oft mehr, als das beste System. Was haben „Sie sonst studirt, womit haben Sie sich außer der „Philosophie am meisten beschäfftigt?„

„Ich habe meine Nebenstunden hauptsächlich zu „Verfertigung eines Kommentars über die Apokalypse „angewendet. Ich habe ihn bey einem Freunde nie„dergelegt. Mir fällt eben ein, ich könnte ihn kom„men lassen; denn unter uns gesagt, ich beweise dar„inn, daß der König von Preußen in kurzem ansehn„liche Provinzen erhalten wird, nebst vielen andern „wichtigen und nützlichen Dingen.„

„Mein lieber Freund, die Apokalypse ist in Berlin „noch weniger in gutem Geruche, als die Philosophie.

„Wenn

Wenn Sie hätten weißagen wollen, so hätten Sie
„müssen vor drey oder vier Jahren kommen, als wir
„noch Krieg hatten. Da galten noch die Weißagun-
„gen etwas. Und doch ist die Frage: ob nicht Pfan-
„nenstiel, der Leinweber, weit über Sie gewe-
„sen seyn würde, welcher nicht allein die Schlacht bey
„Zorndorf auf den Tag vorher sagte, da sie wirklich
„geschah, sondern auch, was noch mehr war, den
„Gesang, der den darauf folgenden Sonntag in der
„Kirche gesungen werden sollte. Nein! mit Weißa-
„gungen kommen wir nun in Berlin nicht mehr fort.
„Verstehen Sie nichts anders? Können Sie Franzö-
„sisch, können Sie rechnen, können Sie tanzen, kön-
„nen Sie den Hunden den Tollwurm schneiden? Dieß
„sind Künste, die ihren Mann ernähren.„

„Von alle dem verstehe ich nichts, sagte Sebal-
„dus, mit kleinmüthiger Miene. Ich verstehe zwar
„noch etwas, aber das wird mich auch zu nichts füh-
„ren, da man in Berlin sogar mit der Philosophie
„nicht fortkömmt. Ich kann ein wenig auf dem
„Klaviere spielen; aber was wird mir das nützen?„

„Halt, mein Freund, damit kommen wir weiter,
„als mit allem andern. Diese Geschicklichkeit wird
„Ihnen nicht reichliches, aber doch nothdürftiges
„Brodt geben. Sie werden auch Noten schreiben

„können. Mit diesen beiden Künsten habe ich mich „selbst über zwey Jahre erhalten.„

Sebaldus ward also zu einem Musiker von der untern Klasse umgeschaffen. Er unterwies gemeiner Leute Kinder auf dem Klaviere, und für vornehmere schrieb er Noten. Er ward hiedurch, zu seinem großen Vergnügen, in gar kurzer Zeit in den Stand gesetzt, seinem Wohlthäter, der nun sein vertrauter Freund geworden war, nicht ferner beschwerlich zu fallen, ob er gleich fortfuhr bey ihm zu wohnen.

Es waren schon ein Paar Monathe, in Zufriedenheit, und ohne merkwürdige Vorfälle, verflossen, als eines Tages dem Sebaldus von einem gewissen Hrn. F. einige Musikalien zum Abschreiben zugeschickt wurden. Er ward auf diesen Namen sehr aufmerksam, er glaubte ihn irgendwo gehört zu haben, er erkundigte sich näher nach diesem Manne, und erfuhr, daß er bey einem Grafen Hofmeister gewesen, und von einer von demselben erhaltenen ansehnlichen Pension lebe. Nun besann er sich, daß an einen Mann dieses Namens des Majors in Leipzig Rekommendationsschreiben gerichtet gewesen wäre, an das er, seitdem es verloren war, nicht gedacht hatte. Er ward begierig diesen Mann näher kennen zu lernen, er überbrachte seine Abschriften selbst, gab sich zu erkennen,

und ward von Hrn. F. mit der größten Freundschaft aufgenommen. Noch mehr, er erfuhr von ihm, daß der Major, durch Wunden zum Dienste untüchtig, von einem erhaltenen Gnadengehalte in Berlin lebe.

Er sah denselben noch an eben dem Tage in Gesellschaft des Hrn. F. Der Major empfieng den Sebaldus mit herzlichem Händedrücken. Er biß die Zähne zusammen, als er hörte, wie treulos Stauzius, nach dem Abmarsche des Obersten, gegen seinen Freund gehandelt habe; er erbot sich, auf die treuherzigste Weise, ihm durch Vorsprache noch eine Feldpredigerstelle zu verschaffen, und bis dahin sein Gehalt mit ihm zu theilen. Sebaldus, obgleich über diese großmüthigen Anträge gerührt, verbat sie doch. Das unabhängige Leben fieng ihm an zu gefallen, und da er gewohnt war so wenig zu bedürfen, so erwarb er mit seiner Arbeit mehr, als er zu seinem Unterhalte nöthig hatte.

Mit Mühe ließ er sich bereden, bey dem Hrn. F. eine bequemere Wohnung einzunehmen, und desselben Tischgenosse zu werden, weil ihn derselbe versicherte, daß er, seitdem er Wittwer sey, und seine Kinder verloren habe, in seiner Einsamkeit einen Gesellschafter zu haben wünsche.

Sechster Abschnitt.

Einsmals, nach dem Mittagsessen, hatte Herr F. vom Sebaldus die ausführliche Erzählung seiner Schicksale verlangt. Als sie geendigt war, schlug Hr. F. weil es einer von den schönen Herbsttagen war, die, unter diesem Himmelsstriche, oft den Sommertagen weit vorzuziehen sind, einen Spaziergang auf den Weidendamm vor. Sebaldus war über die Schönheit dieses Spaziergangs entzückt. Mitten in einer bewohnten weitläuftigen Stadt erblickte er eine große grünende Wiese, mit Weiden bekränzt, hoch und belaubt, wie sonst nur Ulmen und Linden zu seyn pflegen; *) dieser ländlichen Scene gegenüber, Gärten und Gartenhäuser, Werke der Kunst, ohne Pracht aber anmuthig, zwischen beiderley Aussichten den silberreinen Spreestrom, von Schwänen bewohnt. Er genoß ganz das Vergnügen dieses reizenden Anblicks, er wollte es seinem Gesellschafter mittheilen, aber nun ward er erst gewahr, daß derselbe

*) Im Jahre 1772 ist ein Theil dieser Wiese bebauet worden, aber die schönen Weidenbäume sind glücklicherweise stehen geblieben, von denen der Naturkundiger Schreber sagt: daß er sie, von solcher Höhe und Schönheit, auf seinen Reisen noch nirgend gesehen habe.

selbe in tiefen Gedanken einher gieng, und anstatt auf seine entzückten Ausrufungen zu antworten, einigemal tief seufzete.

„Was fehlt Ihnen? fragte ihn Sebaldus, Sie „scheinen ganz tiefsinnig zu seyn.„

„Ihre Geschichte, antwortete Hr. F. bringt mir „das ganze finstere Gemälde der Intoleranz und der „Priestergewalt lebhaft wieder zu Gemüthe. Ich „bin selbst ein Opfer derselben gewesen. Ich habe er„fahren, was es heiße, seine gesunde Vernunft un„ter den Gehorsam vorgeschriebener symbolischer Bü„cher gefangen zu nehmen; ich habe erfahren, welchen „bequemen Vorwand solche Vorschriften herrschsüchti„gen und eigennützigen Geistlichen darbieten, um ihre „Absichten in der Stille auszuführen; ich habe erfah„ren wie bitter der Haß ist, den sie augenblicklich ge„gen jeden, den sie einer Abweichung zeihen können, „erregen können, so lange das Volk in der Meinung „unterhalten wird, daß solche Vorschriften unwieder„ruflich fest stehen bleiben müssen.„

Sebaldus war begierig diese Geschichte zu hören, und Hr. F. erzählte sie folgendermaßen:

„Ich war in meinen jüngern Jahren dritter Dia„kon an der Kirche einer Stadt eines kleinen Fürsten„thums. Ich lebte vergnügt, ich hatte Freunde.

„Der Superintendent war ein ganz feiner Mann, der „in verschiedenen Arten der Gelehrsamkeit nicht fremd „war. Ich konnte mich mit ihm unterhalten, „wir unterredeten uns oft von Verbesserung der Män„gel der Religion; denn ob er gleich nichts dazu bey„zutragen Lust hatte, so mochte er doch gern, unter „vier Augen, davon sprechen. Er freuete sich, daß „ich selbst dächte. Ich durfte ihm meine Zweifel vor„tragen, und da ich oft mit seinen Beantwortungen „zufrieden war, so gewann er mich lieb. Die Haupt„neigung dieses alten Mannes war die Naturge„schichte, und zwar hauptsächlich die Nomenklatur „und Klassifikation derselben, welches nun freylich eben „nicht meine Neigung war. Er wollte mich belohnen, „indem er mich zum Mitgliede einer Gesellschaft auf„nehmen ließ, welche er mit dem Bürgermeister, dem „Konrektor und dem Apotheker errichtet hatte. Diese „sammleten Insekten, Vögel, Steine, Versteinerun„gen, Mineralien, tauschten mit benachbarten Lieb„habern, brachten Kabinette zusammen, ordneten sie „bald nach diesem bald nach jenem Systeme, lasen „sich lange Abhandlungen darüber vor, wozu der „Superintendent die Theologie lieh, und keinen In„sektenflügel, keine Vogelklaue, oder Quarzdruse, ohne „erbauliche Nutzanwendung ließ. Dieß war alles

„ganz

„ganz gut, nur daß es für mich ein wenig langwei„lig war. Ich fieng also nach einiger Zeit an, selte„ner in die Gesellschaft zu kommen, und vermied, so„viel ich konnte, mit auf die Insektenjacht zu gehen. „Hierüber bekam ich einen Verweis vom Superinten„denten; denn so freundschaftlich er war, hatte er „doch den kleinen Fehler, daß er sich derer ganz be„mächtigte, die er in Affektion genommen hatte. Er „ordnete ihre Studien an, er bestellte ihr Hauswe„sen, er erdachte für sie die Vergnügungen, die sie „sich machen sollten, und er hatte für alles weise „Gründe anzuführen, denen man nicht widersprechen „durfte. Ich durfte mir also nicht merken lassen, daß „Sammlereyen und Klassifikationstabellen, wie er sie „liebte, für mich sehr wenig Reiz hatten, sonderlich „wenn dabey bloß die Augen und das Gedächtniß, „keinesweges aber der Verstand, beschäfftigt ist. Hin„gegen mußte ich geduldig zuhören, wenn er mir, als „eine väterliche Weisung, einprägte: „daß Spekula„lation den Geist nicht bessere, daß man, bey tiefsin„nigen Untersuchungen über Raum und Zeit, ein „Deist bleiben könne, daß hingegen durch Walpur„pergers kosmotheologische Betrachtungen *) „schon mancher Freygeist bekehret worden sey.„ Er

 „stichelte

*) Ein Buch in vier dicken Quartbänden.

„stichelte mit solchen Worten zugleich auf den Um„gang, den ich mit einem jungen Officier angefan„gen hatte, einem Jünglinge, der gute Gaben und „gute Gesinnungen hatte, der, ob er gleich ein wacke„rer Soldat war, gleichwohl die Wissenschaften liebte, „und sich, gleich mir, gern mit philosophischen und „moralischen Untersuchungen beschäfftigte. Dieser Um„gang hatte auf keine Weise den Beyfall des Super„intendenten; denn weil er von der Würde des geist„lichen Standes einen sehr hohen Begriff hatte, so „wollte er, daß ein Geistlicher nur mit Personen sei„nes eignen Standes, oder mit andern alten ernst„haften angesehenen Männern umgehen sollte. Er „verlangte, jeder Schritt sollte verrathen, daß er zu „den Lehrern des menschlichen Geschlechts gehöre; er „verlangte, daß er, mehr als alles, vermeiden solte, „sich auf irgend eine Art zu kompromittiren; daß er „sich beständig bedächtig anstellen, und sogar auf der „Straße langsamer gehen solte, als die Layen. Ich war „freylich anderer Meinung. Ich bildete mir ein, es „wäre sehr nützlich, wenn ein Geistlicher sich im Um„gange nicht auf Personen seines Standes einschränk„te, sondern auch öfters mit Weltleuten umgienge; „ich glaubte, er würde dadurch ein gewisses steifes „Wesen ablegen, das man von der Universität, und

„aus

„aus dem Kandidatenstande mitbringt; er würde,
„wenn er die mannichfaltigen Einsichten und Ver-
„dienste von Personen anderer Stände oft vor Augen
„hätte, sich den Lehrerton abgewöhnen, der bey ver-
„ständigen Leuten den Prediger nie würdiger macht,
„oft aber wohl zur Zurückhaltung und zum Kaltsinn
„Anlaß giebt; er würde, wenn er sich der Sitten, Be-
„schäfftigungen, Vergnügungen, die andere Menschen
„haben, nicht schämte, weit eher ihr Zutrauen er-
„halten, er würde sie genauer kennen, und folglich
„auch ihren Gemüthszustand besser beurtheilen lernen,
„als wenn er bloß mit Leuten umgienge, die mit ihm
„aus eben demselben Kompendium der theologischen
„Moral raisonniren, in welchem nicht selten Dinge
„als ausgemachte Wahrheiten behauptet werden, die
„oft ein einziger Blick in die Natur des Menschen,
„und in den Lauf der Welt, widerlegt.„

„Dieß waren die Vortheile, die ich mir von der
„Freundschaft mit dem jungen Officier, und von
„den ausgesuchten Gesellschaften versprach, in
„die er mich zuweilen führte. Indessen brachte dieser
„mein weltlicher Umgang mir bey dem Superinten-
„denten ungezweifelten Nachtheil. So wie ich den
„Zirkel überschritt, den er mir angewiesen hatte, ward
„er kälter und feyerlicher gegen mich, und, ohne daß

„er

„er sich gegen mich deutlich erklärte, konnte ich wohl „merken, daß seine Zuneigung gegen mich abgenommen hatte.„

„Mein Unstern trieb mich endlich, ein Buch zu „schreiben, worinn ich mich über gewisse dogmatische „und moralische Materien, über die ich lange und „reiflich nachgedacht hatte, freymüthig erklärte. Dieß „machte im Städtchen Aufsehen. Weder der Su„perintendent, noch meine übrigen Kollegen, nebst „ihren Vorfahren seit drey Generationen, hatten je„mals ein Buch geschrieben. Man hielt mich also „für naseweise, daß ich, als der jüngste Diakon, „hierinn eine Neuerung machen wollte. Selbst der Su„perintendent billigte diesen Schritt nicht, besonders „war ihm die dreiste und freymüthige Art, mit der ich „verjährte Vorurtheile angegriffen hatte, sehr mißfällig.„

„Vergebens erinnerte ich ihn, daß dieses eben „die Sätze wären, über deren Richtigkeit wir oft „in unsern Unterredungen übereingekommen wä„ren, und die ich zum Theil oft aus seinem eigenen „Munde gehört hätte.„

„„Das war ganz etwas anders, versetzte er, etwas er„„hitzt: dergleichen Sachen kann man wohl unter vier „„Augen untersuchen, aber man muß sie nicht öffentlich „„sagen. Und Sie am wenigsten, als ein Prediger, hät-

„ten

„ten sich hierüber so positiv erklären sollen. Wir müs-
„sen uns dem Urtheile des gemeinen Haufens nicht bloß
„stellen, er erschrickt über ungewohnte Wahrheiten,
„und wir verlieren das Zutrauen, das wir zu seiner
„Besserung anwenden könnten. Wenn ein Prediger
„Zweifel über dogmatische Sätze hat, so ists am be-
„sten, daß er sie ganz verschweige, aufs höchste kann
„er lateinisch darüber schreiben, für gelehrte Theolo-
„gen, die davon so viel in die Welt können kommen
„lassen, als sie nöthig finden.„

‚Vergebens stellte ich ihm vor, wie nöthig es wäre, daß
‚der große Haufen über gewisse Wahrheiten belehret
‚würde; vergebens bemerkte ich, daß viele Zweifel deß-
‚halb nicht unbekannt blieben, wenn auch die Gottes-
‚gelehrten davon schwiegen, weil sie den Weltleuten oft
‚aus andern Büchern, und durch Unterhaltungen mit
‚denkenden Köpfen, schon längst bekannt geworden wä-
‚ren, und wenn sie nicht näher beleuchtet und erör-
‚tert würden, zuweilen noch weit mehr Schaden
‚thun könnten. Ich wollte noch weiter gehen, ich
‚wollte ihm zeigen, daß ich es an der nöthigen Klug-
‚heit nicht hätte ermangeln lassen, sondern verschie-
‚dene Gedanken verschwiegen hätte, die ich öffentlich
‚bekannt zu machen noch nicht für rathsam hielte.
‚Ich entdeckte ihm einige, sie gefielen ihm nicht, er
‚wollte

„wollte mich widerlegen, ich suchte mich zu verthei„digen, und was das schlimmste war, ich hatte Recht, „und er ward hitzig, nahm ein saures Amtsgesicht „an, that einen Machtspruch, und brach das Ge„spräch ab.„

„Der gute alte Mann, sah es zwar sehr gern, „wenn andere frey dachten, so weit, als er sich selbst „das Ziel gesteckt hatte; aber denjenigen, der nur „Einen Schritt weiter gehen wollte, verachtete und „haßte er noch mehr, als den, der alles beym Alten „ließ. Er hat es mir nachher nie vergeben können, „daß ich hatte weiter sehen wollen, als er. Es war „ferner auf keine Freundschaft zu rechnen. Er miß„billigte öffentlich mein Buch, um sich zugleich selbst „desto kräftiger vor dem Verdachte der Heterodoxie „zu sichern, und machte dadurch meinen Kollegen „mehrern Muth, die schon längst den jungen gelehr„ten Diakon mit scheelen Augen angesehen hatten. „Man vermied mich, man lud mich ferner nicht zu „den gewöhnlichen Zusammenkünften ein, und ich „blieb ganz einzeln, mit meinem Freunde dem Officier.„

„Ich hatte nur ein sehr kümmerliches Auskommen. „Man weiß, wie schlecht überhaupt die festgesetzte Geld„einnahme der Prediger ist. Ihr hauptsächlicher Un„terhalt beruht auf zufälligen Einkünften, besonders

„auf

,auf dem Beichtgelde. Zu der Zeit, da die Layen glaub-
,ten, daß sie die Vergebung der Sünden bloß von
,dem Priester, durch Beichte und Absolution, erhalten
,könnten, wandten sie auf eine so nöthige Waare frey-
,lich schon ein Erkleckliches. Nachdem man ihnen aber,
,in Schriften und von den Kanzeln, so nachdrücklich
,eingeprägt hat, daß, ohne wahre Besserung des Her-
,zens, die Absolution gar keine Kraft habe, so hat die
,große Menge, welche nie Willens gewesen ist sich
,zu bessern, gemerkt, daß sie ihr Geld für eine leere
,Ceremonie ausgäbe, und hat theils die Absolution
,viel seltener verlangt, theils viel kärglicher bezahlt.
,Da nun also hierauf gar nicht mehr zu rechnen war,
,so konnten wohlgesinnte gelehrte Prediger, die nur
,ihre Pflichten zu erfüllen suchten, ganz ruhig darben,
,aber ökonomische Prediger, die ihr Amt als eine Art
,von Pachtung betrachteten, die sie aufs beste zu nut-
,zen suchen wollten, sahen sich zu einer ganz andern
,Art von Industrie genöthigt. Sie fiengen an in
,die Häuser zu gehen, sich ihren Pfarrkindern noth-
,wendig zu machen, sich nach ihrem Hauswesen zu
,erkundigen, ihre Zwistigkeiten zu erforschen, damit
,sie sie schlichten könnten, und durch fromme Unterre-
,dungen das Zutrauen der reichen Bürgerweiber zu
,gewinnen. Die Bürger, welche nun merkten, daß
,der

„der Pfarrer etwas fürs Geld that, bezahlten ihn auch „reichlicher, der gelegentlichen Braten, Kuchen, Zucker„hüte, Magenmorschellen und anderer Geschenke nicht „zu gedenken. Ohne diese Priesterkünste würde ein ehr„licher Bürgerssohn, der im geistlichen Stande nur ein „gemächliches Leben suchte, und sonst, als ein Pächter „oder als ein Krämer, auch sein gutes Auskommen hätte „haben können, es schwerlich der Mühe werth finden, „ein Prediger zu seyn. Meine Kollegen übten diese Kün„ste in ihrem ganzen Umfange aus, und hatten auch „vollkommen Muße dazu, weil sie weder durch Studi„ren noch durch Nachdenken davon abgehalten wurden, „Dinge, mit welchen ich die meiste Zeit, die mir von mei„nen ordentlichen Amtsgeschäften übrig blieb, zubrachte.„

„Ich würde den Mangel, der mich drückte, den„noch gern ertragen haben, weil ich mich, von Ju„gend auf, gewöhnet hatte, wenig zu bedürfen. „Aber ich hatte mich in ein junges, schönes und ver„ständiges Frauenzimmer verliebt, die aber nicht das „geringste Vermögen hatte. Ich sah die Verbin„dung mit derselben für die größte Glückseligkeit „meines Lebens an; allein, bey so geringem Einkom„men, war diese Verbindung unmöglich. Bloß um „derselben willen wünschte ich eine Verbesserung mei„ner Umstände. Indessen war mit dem Verluste

„der

„der Freundschaft des Superintendenten auch alle „Hoffnung dazu, in meiner itzigen Lage, verschwunden. Ich hätte mir nicht zu rathen gewußt, wenn „nicht mein Freund, der junge Officier, mir eine einträgliche Pfarre in einem benachbarten Fürstenthume „verschafft hätte.

„Ich nahm sie ohne Bedenken an. Während des „Gnadenjahrs heurathete ich meine Braut, und „träumte von weiter nichts, als von Glück und von „Vergnügen, indessen daß an dem Orte meines künftigen Aufenthaltes sich ein Wetter wider mich zusammen zog. Ein anderer Prediger hatte sich große „Hoffnung zu meiner Stelle gemacht, und dieser konnte „mir nicht verzeihen, daß alle seine Bewerbungen „fruchtlos gewesen waren. Er breitete gräßliche Gerüchte von meiner Heterodoxie aus, und berief sich „auf mein gedrucktes Buch, wo sie, schwarz auf weiß, „zu lesen stände. Die Schneider und die Schornsteinfeger in meiner Diöces lasen eine philosophische Abhandlung, die nicht für sie geschrieben war, und „fanden Ketzerey über Ketzerey darinn.„

„Als ich also mein Amt antreten wollte, fand ich „meine ganze Gemeine wider mich eingenommen, „die Leute auf der Gasse gafften mich als ein Wunderthier an, und drängten sich vor mein Haus, um

„den neu angekommenen Ketzer zu sehen. Zugleich er„fuhr ich, alsdann erst, daß in diesem Fürstenthume „ein Paar symbolische Bücher mehr, als in dem an„dern Fürstenthume müßten beschworen werden, daß „man, für die Stadt, noch eine besondere Formulam „committendi habe, die von abgeschmackten Schuldi„stinktionen voll war, und daß man (weil mein Geg„ner bey Leuten von Ansehen eben so wenig müßig „gewesen war, als beym Pöbel,) derselben noch, wi„der die Ketzereyen, die man von mir besorgte, drey „spitzfündige und verfängliche Klauseln einverleibt „habe, die ich unterschreiben sollte, ehe ich mein „Amt anträte.„

„Ich war wie vom Donner gerührt. Es war sehr „hart, etwas beschwören und unterschreiben zu sollen, „das ich nicht glaubte, und gleichwohl, wenn ich es „nicht that, so brachte ich mich selbst an den Bettel„stab, und meine Frau, die ich wie meine Seele „liebte, die seit einigen Monathen schwanger war, „stürzte ich in das äußerste Elend.

„Mein Entschluß mußte kurz gefaßt werden; denn „man hielt auf mich, und wartete nur, ob ich mich „weigern würde. Ich war in der ängstlichsten Ver„legenheit, und ich suchte doch, aus Zärtlichkeit, mei„nen traurigen Zustand meiner geliebten Gattinn zu

„verber-

,verbergen. Ich gieng den folgenden Morgen mit ,Aufgange der Sonne zum Thore hinaus, um mei- ,nen Gedanken nachzuhängen. Ich folgte der Land- ,straße, die mich an einen Wald führte. Ich hatte ,in demselben eine Zeitlang herum geirret, als mir ,unvermuthet ein hagerer blasser Mensch entgegen ,lief, dem die Verzweiflung an der Stirn geschrieben ,war. Er hielt mir einen starken Knüttel vors Ge- ,sicht, und foderte, mit einem schrecklichen Fluche, mein ,Geld oder mein Leben. Ich war erschrocken, und ,wehrlos. Ich gab ihm also meinen Beutel, der, ,von einigen Thalern kleiner Münze schwer, mehr ,werth schien, als er es war. Der Räuber sah ihn ,mit starren Augen an, und rief: „Nein! das ist „zu viel!„ ,Er band den Beutel auf, wollte etwas ,heraus nehmen, aber die Hand zitterte ihm, er ,warf den Knüttel weg, fiel vor mir auf die Knie, ,hielt mir den Beutel vor, und schrie laut:

„Nein! ich kann nicht! Nein! lieber Herr! ich „bin kein Straßenräuber! ich bin ein unglücklicher „Vater. Geben Sie mir selbst nur so viel, daß meine „Frau und meine armen Kinder nicht noch heute „Hungers sterben.„

,Ich rief voll Entsetzen: „Nimm, Freund! ich bin „arm, aber nicht so arm, als du!„ ,Indem hörte ich

 ,in

,in der Nähe einen weiblichen Schrey. Eine Frau, ,mit einem vierteljährigen Kinde im Mantel, schleppte ,sich zu uns, drey kleine Kinder in Lumpen folgten ,ihr. „Mann! was willst du machen!„ ,schrie sie, ,und sank halb todt zu meinen Füßen.,

„Dich und deine Kinder nicht vor meinen Augen „verschmachten sehen!„ rief er mit wildem Tone.,

,Ich suchte diese Leute zu besänftigen, ich setzte mich ,zu ihnen nieder, fragte wie sie hieher kämen, und ,was dieß alles bedeuten sollte?,

„Lieber Herr! sagte der Mann, nachdem er ein „wenig Athem geschöpft hatte, ich bin ein Baum= „wollenweber. Ich wohnte in einem Flecken in „Böhmen, ich hatte sonst mein gutes Auskommen, „aber unser Gutsherr war ein harter Mann, er „wollte uns nicht Gott nach unserm Glauben dienen „lassen, wir sollten in die Messe gehen, und wir „hielten dieß wider unser Gewissen. Ich will mich „aufmachen, sagte ich, und in ein protestantisches „Land gehen, wo ich Gewissensfreyheit habe. Ich „flüchtete, ich kam bis in eine einige Meilen von „hier entfernte Stadt, ich ward wohl aufgenommen, „und konnte frey in die Kirche gehen. Doch es ist „nicht genug in die Kirche zu gehen, man muß auch „Frau und Kinder ernähren. Ich fieng also an mit

„Mühe

„Mühe einen Stuhl zurecht zu bringen, und webte
„Kottonade. Dieses Zeug war dort bisher noch
„unbekannt gewesen, es fand viele Käufer, sobald
„es bekannt wurde. Plötzlich ward ich auf das Rath=
„haus gerufen, und bekam Befehl, meine Arbeit ein=
„zustellen. Ich fragte erstaunt: weswegen? Weil
„Ihr ein Pfuscher seyd, rief der Altmeister der Rasch=
„macher, welches die stärkste Zunft in der Stadt
„war, weil Ihr keinen Lehrbrief vorzeigen könnt, und
„weil Ihr kein Meisterstück gemacht habt. — In Böh=
„men, erwiederte ich, giebt man keine Lehrbriefe, son=
„dern es kann jeder weben, wer will, und was er
„will, und was das Meisterstück anbetrifft, so seht
„meine Waare an, ob sie nicht so gut ist, als irgend
„Kottonade seyn kann. — Eben dieses Zeug sollt Ihr
„gar nicht machen; es ist verboten, sagte ein Raths=
„herr sehr ernsthaft. — Weswegen? sagte ich noch
„mehr erstaunt. — Weil es nicht der Vorschrift ge=
„mäß ist; weil es der Grundverfassung der Stadt zu=
„wider seyn würde. Schon vor langen Jahren ha=
„ben die Gewerke Streit miteinander gehabt, und
„da ist durch ein Gesetz festgesetzt worden, was für
„Zeuge, und wer sie machen soll, die Leinweber Lein=
„wand, die Tuchmacher Tuch, und die Raschmacher
„Rasch. — Aber, lieber Gott! rief ich, was kann ich

„dafür, das derjenige, der das Gesetz machte, alle „möglichen Zeuge in Leinwand Tuch und Rasch ab„theilte, und daß keiner daran dachte, daß es auch „Kottonade in der Welt geben könnte. — Kurzum, „hieß es, Euer Gesuch ist wider alle gute Policey, „laßt ab das neue Zeug zu machen, das wir nicht „dulden wollen, oder man wird Euch Ernst weisen.„

„Ich fuhr aber fort zu arbeiten, und mußte, wenn „ich leben wollte, und so kamen des andern Tages „die Altmeister, schlugen meinen Stuhl auseinander, „und brachten ihn mit allem meinem Werkzeuge aufs „Rathhaus. — Ich schrie über Gewalt. Hat man „Euch nicht genug gewarnt? sagte der Rathsherr fro„stig. — Aber lieber Gott! ich muß ja Hungers „sterben, wenn ich nicht arbeiten soll. — Wer sagt „denn, sprach der Rathsherr mit weiser Miene, daß „Ihr nicht arbeiten sollt, Ihr sollt nur nicht solches „Zeug machen, das wir hier bey uns nicht leiden „wollen; es sind ja sonst Handwerke genug. — Aber, „lieber Herr! sagte ich, die werden auch zünftig seyn, „und werden mich nicht aufnehmen, und denn habe „ich einmal nichts anders gelernt, als Kottonade „weben. — Ich merke wohl, Ihr seyd widerspenstig; „seht zu, ob man Euch sonst wo dulden will, bey uns „werden wir Euretwegen die Gesetze nicht ändern: — „dieß war mein Abschied.„

„Ich mußte also mit meiner Familie fort. Ge„stern Abend kamen wir bey der benachbarten Stadt „an, wo man uns nicht einlassen wollte, weil wir „keinen Paß hatten. Ich besaß keinen Heller mehr, „wir alle hatten den ganzen Tag nichts gegessen. „Wir mußten in diesem Walde unter einem Baume „bleiben, die Kinder schrien bis nach Mitternacht um „Brodt. Ich war außer mir, daß ich ihnen nichts „geben konnte. Nach ein Paar Stunden unruhiges „Schlummers, erwachte ich vor Sonnenaufgang; „ich betrachtete meine unglückliche Frau und Kinder, „und dachte voll Entsetzen, daß sie alle in diesem „Walde verschmachten müßten. Ich erblickte von„fern einen einzelnen wohlgekleideten Menschen. Die „Verzweiflung gab mir einen bösen Rath.— Ich „stutzte einen Augenblick beym ersten Schritte, den „ich that; aber der Anblick meiner schmachtenden Kin„der brachte mich aufs neue in Wut. — Und „wenn er sich wehrt, und deiner mächtig wird? dacht' „ich. — Ey nun! so mag man mich gefangen neh„men, aber denn wird man doch meine Frau und „Kinder im Spitale versorgen müssen. Ich stürzte „wie ein Unsinniger auf Sie zu, aber Sie wehrten „Sich nicht. Sie gaben mir ruhig, und mehr, als „ich für die itzige Noth brauchte. Wars nicht ab„scheulich,

„scheulich, den Mann zu berauben, der mir gutwil-
„lig würde gegeben haben. —— Ich bin in Ihren
„Händen, machen Sie mit mir was Sie wollen,
„aber retten Sie nur meine unglückliche Frau und
„Kinder.„

‚Ich war äußerst gerührt. Ich ließ diesen un-
‚glücklichen Leuten, was im Beutel war, und eilte
‚fort, um mich ihrem Danke zu entziehen.‚

‚Mein Gott! dachte ich, dieser arme Mann lei-
‚det auch, weil die Vorfahren ein Symbolum für
‚die Weber erdacht, und alle Zeuge, die man weben
‚soll, auf Tuch, Rasch und Leinwand eingeschränkt
‚haben! Und dieser übelverstandnen Formalie wegen
‚sollen seine vier armen Kinder Hungers sterben? Er
‚ist in Verzweiflung gerathen. Natürlich! das
‚zahmste Thier wird wütend, wenn es seine Jungen
‚darben siehet! — Und ich, der ich auch Vater bin,
‚soll ich mich in Gefahr setzen, die Meinigen darben
‚zu sehen, oder soll ich — Ja, ich will unterschrei-
‚ben, was man will. Die Erhaltung meiner selbst
‚und der Meinigen ist die erste Pflicht, der alle an-
‚dern, die damit in Kollision kommen, weichen müs-
‚sen. Kann ich den Lauf der Welt ändern? Die Kö-
‚nige und die Priester haben den Erdkreis unter sich
‚getheilt, so das nichts mehr übrig ist. Auf dem

‚Flecke,

„Flecke, auf dem ich athme, regiert jemand, wohin „ich mich wenden könnte, wird ein anderer regieren. „So wenig ich für mich unabhängig bestehen, ohne „Regenten seyn, oder mir Regenten und Regie„rungsform nach meinem Gefallen einrichten kann, „eben so wenig kann ich für mich allein, mit meiner „besondern Religion, leben. Jede Religionspartey, „die Gewalt gehabt hat, hat einen Zaun um sich ge„zogen, habe ich nicht ihr Schiboleth, so heißts noch „Menschenliebe, wenn sie mich bloß ausstößt. Ich „kann ihretwegen in die ganze weite Welt laufen, aber „wohin ich trete, bin ich im Zaune einer andern, die „die mich wieder ausstößt. Wohl denn! ich will blei„ben, wo ich bin, und dulden, was ich nicht ändern „kann.„

„Mit diesen Gedanken kehrte ich zurück, unter„schrieb, ohne die Augen aufzuthun, und trat mein „Amt an. Meine Pfarrkinder, die mich predigen „und Beichte sitzen und Kranken trösten sahen, so „wie meine Vorfahren, wurden bald mit mir ver„söhnt, und wunderten sich selbst, wie sie mich für „einen so garstigen Ketzer hätten halten können. Aber „nicht so meine Gegner, welche, ob sie gleich vor der „Hand still schwiegen, nur auf eine Gelegenheit lauer„ten, mir den empfindlichsten Stoß zu versetzen. Ich

„gab sie ihnen selbst an die Hand, durch einige Ab„handlungen ohne meinen Namen, die ich in ein „Wochenblatt einrücken ließ. Mein Superintendent „entdeckte bald, daß weder die Rechtfertigung, noch „die Wiedergeburt, noch die Erbsünde, noch der thä„tige Gehorsam, noch die Homoousie, an der Stelle „standen, wohin er sie gesetzt wissen wollte. Ich „wurde vor eine meinetwegen niedergesetzte Kom„mission citirt. Man begegnete mir im voraus „als einem teuflischen Ketzer, man verlangte Erklä„rung, mit Ja, oder Nein, ob ich den symbolischen „Büchern, *quia*, beyfiele, oder nicht? Ich verthei„digte mich, und brachte die Kommissarien noch mehr „in Harnisch; denn sie hatten einen bloßen Widerruf „und Abbitte von mir erwartet. Kurz, meine Ab„setzung war unwiderruflich beschlossen, und ich hätte „vielleicht mein Leben, als ein Uebelthäter, in einem „Kerker endigen, oder mein Brodt erbetteln müssen, „wenn nicht mein edelmüthiger Freund, der junge „Officier, sich abermals meiner angenommen, und „mir eine Hofmeisterstelle bey einem jungen Reichs„grafen verschafft hätte. Ich bin mit meinem Gra„fen durch ganz Europa gereiset. Ich habe gesehen, „daß allenthalben Aberglauben und Priestergewalt „sich der Erleuchtung des menschlichen Geschlechts

„mit

„mit unüberwindlicher Macht entgegensetzen, daß „allenthalben Dummköpfe, die eingeführten Lehren „und Gebräuchen ergeben sind, laut sprechen und „herrschen, und daß weise Leute, welche Mißbräuche „einsehen, und ihnen abhelfen könnten, nicht laut spre„chen wollen, oder dürfen. Nachdem mein Graf voll„jährig geworden, bin ich nun ganz unabhängig, und „danke Gott, daß ich in einer Lage bin, in der ich meine „Gedanken nicht ferner verhehlen, noch meine Aus„drücke auf Schrauben setzen darf.„

„Ja wohl, sagte Sebaldus, daß ist die große „Glückseligkeit, die man in Berlin genießet. Hier „ist das wahre Land der Freyheit, wo jedermann seine „Gedanken sagen darf, wo man niemand verketzert, „wo christliche Liebe und Erleuchtung in gleichem „Maße herrschen.„

„Ey! Sie haben ja von Berlin eine sehr gute Mei„nung, sagte Hr. F. lächelnd. Freylich, wer, so „wie Sie und ich, kein Amt sucht, und nicht von der „Meinung des Publikums abhängen darf, kann in „Berlin denken und sagen, was er will; mit demje„nigen aber, dem es nicht so ganz gleichgültig ist, was „man von seinen Religionsmeinungen denkt, ist es „eine ganz andere Sache. Die Regierung begünstigt „die Freiheit zu denken, besonders in Religionssachen;

„wir

„wir haben auch einige sehr würdige Geistlichen, die
„die Untersuchungen wichtiger Wahrheiten nicht für
„Ketzerey halten, aber das Publikum ist nicht völlig
„so tolerant. Die Einwohner von Berlin sind so we-
„nig, als die Einwohner irgend einer andern Stadt,
„geneigt, Neuerungen in der Lehre machen zu lassen.„

„Das sollte ich kaum denken, wenigstens stehen sie
„auswärts in einem ganz andern Rufe. Man glaubt
„vielmehr, Berlin sey voll von Atheisten, Deisten,
„Naturalisten, und wer weiß von was für isten mehr.
„Man glaubt, jeder dürfe sich daselbst in Religions-
„sachen, was er wolle, erlauben. Ich selbst, ob ich
„gleich nicht lange in Berlin bin, habe zuweilen zu-
„fälliger Weise Reden gehört, die man anderer Orten
„vielleicht nicht so frey hätte führen dürfen, ohne
„öffentliche Ahndung zu befürchten.„

„Nein! öffentliche Ahndung hier freylich nicht. Un-
„sere Regierung hat schon seit langen Jahren klüglich
„eingesehen, daß man die Meinungen der Menschen
„von Religionssachen deshalb nicht bessert, wenn man
„sie einschränkt und ahndet, sondern vielmehr da-
„durch jede Thorheit eines Eiferers oder Schwärmers
„zu einer wichtigen Sache macht. Sie verfolgt nie-
„mand wegen Meinungen. Daher machen gute und
„schlechte Meinungen in Berlin überhaupt nicht so

„viel

„viel Aufsehen, als an andern Orten. Hierdurch „geschiehet es, daß sich in Berlin, in dieser Absicht, „die Menschen mehr so zeigen, wie sie sind. Sie „können in Berlin vielleicht unter spekulativen Ge„lehrten einige gefunden haben, die die Offenbarung „für unnöthig halten, und unter lockern Weltleuten „auch wohl einige, die alle Religion verachten. Aber „Leute von solchen Grundsätzen werden sie unter Ge„lehrten und unter Weltleuten allenthalben, ob„gleich nur etwas verborgner, finden können, und in „Berlin machen sie gewiß eine sehr geringe Anzahl „aus. Wenigstens, wer solche Meinungen an sich „merken läßt, wird weder hochgeschätzt noch geliebt „werden. Der Berlinische Pöbel ist noch eben so „beschaffen, als der, welcher im Jahre 1748, nach„dem er eine erbauliche Predigt wider die Freygeister „gehört hatte, dem bekannten Edelmann die Fenster „einwarf. Und den Pöbel ungerechnet, sind auch un„sere guten Berlinischen Bürger überhaupt zu nichts „weniger, als zu so freyen Meinungen, geneigt. Ich „wollte wohl Bürge für sie seyn, daß sie auch nicht „einmal die geringste Heterodoxie verschlucken wür„den, sie müßten sie denn etwa, mit gutem Herzen, „für Orthodoxie halten.„

„Das

„Das dächte ich doch nicht. Sie müssen neuen „Meinungen nicht ganz abgeneigt seyn, wenigstens „haben die Versuche, durch Gebrauch der Vernunft „die Vorurtheile in der Religion wegzuräumen, bis„her noch in Berlin den größten Beyfall erhalten.„

„Ja! vergleichungsweise: Weil sie an vielen an„dern Orten ganz und gar nicht geduldet werden. „Aber vermengen Sie nur ja nicht wenige Schriftstel„ler und ihre wenigen Freunde mit den Einwohnern „Berlins, die aus vielen tausenden bestehen. Lernen „Sie diese besser kennen! Wenn diese je von der Dog„matik abgehen, oder irgend worinn über die Schnur „hauen sollten, so möchte es gewiß weniger von der Seite „der Vernunft, als von der Seite der erhitzten Einbil„dungskraft*) geschehen. Keine große Stadt in Deutsch„land hat, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, da wir „Inspirirte hatten, welche weißagten und **Wunder„thaten**, so viel Schwärmer gehabt, als Berlin, und „itzt, wenn ich, den allgemeinen Charakter der Bürger „von Berlin, mit Einem Worte bezeichnen sollte, so würde „ich eher sagen, sie wären **pietistisch** als **heterodox**.„

„Pieti-

*) Berlin ist vielleicht die einzige Stadt in der Welt, wo man auf den Einfall gerathen ist, in Versen zu predigen. Verschiedene Prediger versuchten dieß, zu verschiedenen Zeiten, mit Beyfall der Zuhörer, bis endlich, durch einen ausdrücklichen Befehl des Oberkonsistoriums, das Predigen in Versen verboten ward.

„Pietistisch? rief Sebaldus aus; die Bürger „von Berlin pietistisch!„

„Ja! Ja! versetzte Herr F. pietistisch, oder „orthodox von der pietistischen Seite; denn „Sie wissen, es sind noch nicht funfzig Jahre, „daß große Streitigkeiten zwischen der orthodoxen „Orthodoxie und zwischen der pietistischen Or„thodoxie geführet wurden, und zu der letztern „hat sich ein großer Theil der Einwohner von „Berlin schon damals und in der Folge geneigt: „woher wäre sonst der große Beyfall entstan„den, den nebst Leuten, wie Spener und Schade, „auch Fuhrmann, Schulz, Woltersdorf und „andere nach einander gehabt haben.„

„Sie reden von vergangenen Zeiten, seitdem aber „hat sich wohl in Berlin vieles gar sehr abgeändert.—

„In den Schriften, die herauskommen, ist die Ver„änderung geschwinder und allgemeiner, als in den „Gemüthern der Einwohner gewesen. Diese sind, in „Absicht auf Religionsgesinnungen, noch beynahe eben „das, was sie vor vierzig Jahren waren. Ich habe so„gar bemerkt, daß sich ihre dogmatischen Gesinnungen „nach den Gegenden der Stadt, wo sie wohnen, modifi„ciren. In der alten guten Stadt Berlin findet man „noch alte Gewohnheiten, und auch alte Dogmatik. Die

„Pfarr-

„Pfarrkinder der uralten Pfarrkirche zu St. Nikolai,
„am Molkenmarkt, und in der Stralauer Straße
„bis zur Paddengasse hinauf, halten am meisten auf
„reine Orthodoxie. Ich versichre Sie, daß Sie daselbst
„noch ehrenfeste Bürger über Erbsünde und Wiederge-
„burt können disputiren hören; desgleichen haben die
„Gärtner und Viehmäster in den Berlinischen Vor-
„städten noch alle löbliche Anlage auf einen Ketzer
„mit Fäusten loszuschlagen. In Kölln, in der Ge-
„gend des Schlosses, könnten noch am ersten die
„Freygeister anzutreffen seyn. In dieser Gegend war
„es auch, wo der Probst Reinbeck, im Hauden-
„schen Buchladen auf der Schloßfreyheit, seine Be-
„trachtungen über die Augspurgische Konfes-
„sion schrieb, welche zuerst in den Damm, den Eifer
„und verjährtes Vorurtheil, gegen die menschliche
„Vernunft, für die Orthodoxie, aufgeworfen hatten,
„ein kleines Loch machten, das hernach so sehr erwei-
„tert worden ist. Die Nachbarschaft des Hofes trägt
„auch wohl etwas bey, daß die Leute hier freyer den-
„ken. Man komme hingegen nur in die bürgerlichern
„Gegenden der Fischerstraße und Lappstraße,
„und man wird die Neigung für die Orthodoxie viel
„stärker finden, ja ich vermuthe, daß sie bey den Ger-
„bern, Pergamentmachern und Seifensiedern in

Neu-

,Neukölln bis zum Eifer steige. In den dumpfi-
,gen Gassen des Werders wohnen die Separa-
,tisten, welche Gott einsam dienen; in den hö-
,her gelegenen die stillen Gichtelianer,*) die ruhige
,Beschaulichkeit lieben, und unerkannt wohlthun. Um
,die Gegend der Hospitalkirche zu St. Gertraut
,fangen die Herrnhuter an sich zu zeigen, und so
,wie die breiten und hellen Straßen der Friedrichs-
,stadt anfangen, so fangen auch die Religions-
,gesinnungen der Einwohner an, lustiger und gei-
,stiger zu werden. Pietisten, die in Gefühlen und
,innigen Empfindungen ihre Religion suchen, und
,Schwärmer von allen Gattungen, finden sich hier,
,und der innere Trieb der Raschmacher und Woll-
,kämmer bricht hier oft in Erbauungsstunden und
,Weißagungen aus. Die Dorotheenstadt wird
,zum Theil von ketzerischen Reformirten und Fran-
,zosen bewohnt. Aber in allen Gegenden der Stadt
,ist eine andere Gattung Leute verbreitet, die ich oft
,in Gesellschaften angetroffen habe, denen man es

,anmerkt,

*) Diese harmlose Religionspartey unterscheidet sich sehr rühmlich durch sehr ansehnliche Almosen, (zuweilen von einigen tausend Thalern,) die sie gibt, und zwar mehrentheils so unbekannter weise, daß man die Geber nur muthmaßen kann.

„anmerkt, daß sie niemals weder Orthodoxie noch „Heterodoxie untersucht haben, bey denen es hinge„gen festgesetzt bleibt, daß alles darinn bleiben soll, „wie es war. Es giebt unter ihnen so gar deliirte „Weltleute, die scherzen, Karten spielen, mit Frauen„zimmern tändeln, und doch die Nase rümpfen kön„nen, wenn sich die geringste Ketzerey spüren läßt.

„Dieß sollte mir herzlich leid thun, sagte Sebal„dus; denn wenn solcher Leute in Berlin viele sind, „so kömmt mir Ihre Nachricht nur allzu glaubwür„dig vor, daß hier die Erleuchtung und die Frey„heit zu denken noch nicht so groß ist, als ich mir „vorgestellt habe. Ich habe immer gefunden, daß „diejenigen, die aus Trägheit und Nachläßigkeit die „Wahrheit nicht suchen wollen, die Selbstdenker am „meisten hassen, weil sie sich sonst ihrer Trägheit und „Nachläßigkeit schämen müßten. Mir ist aber immer, „selbst derjenige, viel ehrwürdiger gewesen, der, durch „Liebe zur Untersuchung der Wahrheit, auf Irrthü„mer verfällt, als derjenige, der sie gar nicht unter„suchen mag.„

„In diesen Gesinnungen werden viele Einwohner „Berlins nicht mit Ihnen übereinstimmen, und viel„leicht nicht einmal alle Berlinischen Geistlichen.„

Sieben-

Siebenter Abschnitt.

Unter solchen Gesprächen hatten sie sich unvermerkt von ihrem Spaziergange linker Hand abgeschlagen, und waren in die Lindenallee gerathen, wo sie sich ziemlich ermüdet auf eine Bank niedersetzten, an deren anderm Ende ein Prediger mit einem Kandidaten in tiefem Gespräche saß.

„Es müssen doch noch einige andere Ursachen seyn, „sagte der Kandidat, warum die Freydenkerey so sehr „in Berlin überhand genommen hat. Ueppigkeit und „Wollust gehen in andern großen Städten auch im „Schwange, aber man siehet da nicht so viele öffent„liche Freydenker.„

„Freylich, versetzte der Prediger, unsere schönen hete„rodoxen Herren, die die Religion so menschlich machen „wollen, und die dabey die Würde unseres Standes ganz „aus der Acht lassen, sind am meisten Schuld daran. „Sie wollen den Freydenkern nachgeben, sie wollen sie „gewinnen. Als ob es sich für uns schickte, mit Leuten „solches Gelichters Wortwechsel zu führen. Man muß „ihnen kurz und nachdrücklich den Text lesen, man muß „ihnen das Maul stopfen, man muß sich bey ihnen „in der Ehrfurcht zu erhalten wissen, die sie uns schul„dig sind.„

„Das ist wahr. Nur ists zu beklagen, daß diese „Leute für alle ehrwürdigen Sachen, und besonders „für den Predigerstand nicht die gehörige Ehrfurcht „haben.„

„Daran sind wieder die neumodischen Theologen „schuld, die sich selbst die Mittel benehmen, womit „man die Layen im Zaum halten muß. Sie schwat„zen immer viel vom Nutzen des Predigtamts, und „vergessen das Wesen des Predigtamts hierüber. „Sie geben sich selbst als die nützlichen Leute an„, (Hier verbreitete sich ein mildes ironisches Lächeln, dicht unter seinem breiten Schiffhute), „die der Staat „verordnet hat, Weisheit und Tugend zu lehren. „Eine rechte Würde! Weisheit und Tugend dünkt „sich jetzt jeder Wochenblättler oder Romanschreiber „zu lehren! Damit werden wir eine feine Ehrfurcht „von Layen fordern können! Aber wenn wir, so wie „es recht ist, darauf bestehen, daß unser Beruf ein „göttlicher Beruf ist, daß die Ordination, die wir „empfangen haben, nicht eine leere Ceremonie ist, „sondern daß sie uns zu Nachfolgern der Apostel, zu „Boten Gottes, zu Handhabern seiner Geheimnisse „macht, daß sie uns das Amt der Schlüssel über„trägt, so wird unser Orden bald wieder zu seiner vo„rigen Würde gelangen, und dann wird auch, natür-

„licher

„licher Weise, die Religion mehr geschätzt werden.
„Aber unsre feinen Lehrer der Rechtschaffenheit ha„ben so eine große Begierde nützlich zu seyn, daß sie „sich und ihren Orden und die Religion darüber ver„gessen.„

„Es ist wahr, sagte der Kandidat, indem er den „Kopf schüttelte, es scheint mir auch fast, daß die „Protestanten, in der Absicht eine päbstische Hierar„chie zu vermeiden, den geistlichen Stand andern „Ständen allzusehr gleich machen.„

„O! ein wenig Pabstthum wäre uns sehr nöthig, „oder wir werden nie wieder Glaubenseinigkeit und „Glaubensreinigkeit erlangen. Ich kann es dem Luther „und Melanchthon nicht vergeben, daß sie die „Hierarchie ganz aufgehoben, und auf die Vorzüge „des geistlichen Standes so wenig geachtet haben. „Daraus ist denn endlich der ganze Verfall des Chri„stenthums entstanden. Denn wer giebt darauf Ach„tung, was ein elender Prediger sagt? Hingegen, „wenn ein Erzbischof spricht, so müssen die Frey„geister wohl schweigen. Man sieht es auch noch, daß „an den protestantischen Orten, wo den Geistlichen „ein Schatten von Autorität übrig ist, daß da auch „die Religion geachtet wird. Ich wollte es unsern „Freydenkern rathen, daß sie einem Senior in Ham-

„burg, oder einem Präpositus in Mecklenburg, oder „einem Superintendenten in Sachsen, oder einer „theologischen Fakultät in Greifswalde und in Göt„tingen in die Hände fielen, da würde ihnen ein kur„zer Proceß gemacht werden. Aber mit uns armen „Berlinischen Predigern können sie bald fertig werden; „wir haben keine Würde mehr, wir verdienen keine „Ehrfurcht mehr, wir haben sie uns selbst vergeben, „da wir vernünfteln und beweisen wollen, anstatt „daß wir solchen Leuten imponiren, daß wir ihnen „den Daumen aufs Auge drücken sollten.„

„Ach! rief der Kandidat mit einem Seufzer aus, „seitdem ich mich dem geistlichen Stande gewiedmet „habe, habe ich es schon oft beklagt, daß dieses nicht „mehr so recht angehen will. Nun muß man schon „aus der Noth eine Tugend machen, muß die Zwei„fel der Gegner kennen lernen, muß sich auf Wider„legungen und Beweise gefaßt machen. —„

„Damit, fiel ihm der Prediger ins Wort, werden „Sie nicht weit kommen. Die Layen müssen glauben, „was ihnen an Gottes statt gesagt wird, und ihre „Zweifel unterdrücken, darauf muß man dringen! „Die Dogmatik ist eine Art von statutarischem Rech„te, das man annehmen muß, wenn man es auch „nicht allemal bis aufs Recht der Natur zurückfüh-

„ren

„ren kann. Und zuletzt wird bey dem Vernünfteln „doch nichts herauskommen; denn, ich wiederhole es „nochmals, dem Layen muß und soll man nicht er„klären und beweisen, sondern er muß glauben. „Es kömmt hier gar nicht auf die Vernunft, sondern „auf die Bibel, auf eine übernatürliche Offenba„rung an. Hier muß man nur nicht schmeicheln, „sondern die menschliche Vernunft in ihrer Ohnmacht „zeigen, ihr aber keinesweges, wie unsre trefflichen Leh„rer der Tugend thun, ein Recht in Glaubenssachen „zugestehen.„

Herr F. hörte dieses Gespräch stillschweigend an, das Gesicht auf seinen Stock gestützt. Sebaldus aber war dabey sehr unruhig, und rückte sich auf der Bank hin und her, so daß er unvermerkt dem Prediger näher kam.

Dieser fuhr fort: „Und unsern neumodischen Theo„logen, die die Welt haben erleuchten wollen, die so „viel untersucht, vernünftelt, philosophirt haben, wie „wenig haben sie ausgerichtet! wie müssen sie sich „krümmen und winden! Sie philosophiren Sätze „aus der Dogmatik weg, und lassen doch die Folgen „dieser Sätze stehen; sie brauchen Wörter in man„cherley Verstande, sie verwickeln sich in ihre eignen „Schlingen, sie sind aufs äußerste inkonsequent. —„

Sebaldus fiel ihm schnell in die Rede: „Und wenn „sie denn nun inkonsequent wären? Wer einzelne Vor„urtheile bestreitet, aber viele andere damit verbun„dene nicht bestreiten kann oder darf, kann, seiner „Ehrlichkeit und seiner Einsicht unbeschadet, inkonse„quent seyn oder scheinen. Die Verbesserer der Reli„gion mögen immerhin ein zerrißnes Buch seyn, daß „weder Titel noch Register hät, und in welchem hin „und wieder Blätter fehlen; aber auf den vorhande„nen Blättern stehen nöthige, nützliche, vortreffliche „Sachen, und ich will diese Blätter, ohne Zusammen„hang, lieber haben, als Meenens Beweis der „Ewigkeit der Höllenstrafen, und wenn dieß „Buch noch so komplet wäre.„

Der Prediger schaute, mit stierem Blicke, und verlängertem Angesichte, dem Sebaldus gerade ins Gesicht, zog seinen Hut langsam ab, und sagte, indem er sich gegen ihn neigte, mit einem Tone voll Nachdruck und Würde:

„Sie sind also, wie ich merke, ein Gönner der „neuern heterodoxen Theologen. Sie werden ver„muthlich alles, was dahin gehört, wohl überlegt ha„ben; denn Herren Ihrer Art handeln niemals un„überlegt. Sagen Sie mir also doch, was für ein „Chri-

„Christenthum wir bekommen möchten, wenn diese „Herren so fortfahren, wie sie angefangen haben.„

„Ey nun! versetzte Sebaldus, es könnte wohl ein „sehr christliches Christenthnm werden.„—

„Christlich? ja ein heidnisches Christenthum „wird es werden. Hören Sie wohl? heidnisch ist der „wahre Namen!„

„Mag es doch heißen, wie es will; das menschliche „Geschlecht wird durch eine Benennung weder glück- „lich noch unglücklich.„

„So? wenn Sie denn also meinen, so mögen die „Herren immer auf den Naturalismus fort arbeiten. „Indifferentisten sind sie ohnedem schon. Auf die Art „könnten sie ziemlich fortschreiten. Zum Glücke aber, „setzte er mit einer weisen Miene hinzu, sind sie seichte „Köpfe, die sich in kurzem vor sich selbst scheuen, und „so wie in ihrer Philosophie, auch in ihrer Theologie, „auf dem halben Wege stehen bleiben.„

„Wenn es der Weg zur Wahrheit ist, so ists, mei- „nes Erachtens, kein geringes Verdienst, bis auf den „halben Weg zu kommen. Der Weg der Wahrheit „ist so steil und ungebahnt, daß der eine früh, und der „andere spät, ermüdet. Ein jeder gehe, so weit es ihm „seine Kräfte erlauben. Auch derjenige, der nur „einen einzigen Schritt fortgeht, auch derjenige, der

„nur eine ganz kleine Strecke durch seinen Fleiß bah„net, ist mir ehrwürdig. Aber nicht derjenige, der „aus Stolz den Weg gar nicht antreten will, der aus „Trägheit, um nicht einen Schritt weiter zu gehen, „die Falschheit die vor den Füßen liegt, für Wahr„heit ausgiebt.„

„Also, rief der Prediger mit einem spöttischen Lä„cheln aus, wollen Sie erst neue Wege zur Wahrheit „bahnen? Sie kommen zu spät, mein lieber Herr! der „Weg ist schon ganz gebahnt; er heißt die Bibel. „Und dabey haben uns unsere Vorfahren einen ganz „untrüglichen Wegweiser gesetzt, der heißt die sym„bolischen Bücher. Die haben Sie freylich, vermuth„licher Weise, nicht gelesen, denn die Herren Selbst„denker pflegen nicht sehr belesen zu seyn. Wenn Sie „mich zuweilen besuchen wollen, so können Sie sich „näher belehren. Ich will Ihnen unsere ältern Theo„logen zu lesen geben, denn die werden ihnen wohl „gänzlich unbekannt seyn. Sie werden darinn, zu „Ihrer Verwunderung, alle Streitfragen längst er„örtert, alle Zweifel längst bestimmt, und alle die „neuen Meinungen, auf die sich die neuen Hetero„doxen so viel zu Gute thun, längst widerlegt finden. „Leben Sie wohl, mein lieber Herr! — Ich wohne in „der ... Straße.„

Hiemit

Hiemit stand er auf, das süße Lächeln der Selbstzufriedenheit auf seinen Lippen. Die andern standen gleichfalls auf, und jeder gieng seinen Weg.

Achter Abschnitt.

Nach einer kurzen Pause, sagte Sebaldus: „Hätte „ich doch nimmermehr gedacht, daß man auf „diese Art in Berlin von den symbolischen Büchern „reden würde. Ein unbetrüglicher Wegweiser! „Ich dächte, kein vernünftiger Mensch würde blind„lings einem Wegweiser folgen, der vor mehr als „zweyhundert Jahren gesetzt worden, er würde be„denken, durch wie viele Vorfälle der Wegweiser seit „zweyhundert Jahren könne verrückt, oder der Weg „seyn geändert worden. Wenn man diese Trüglich„keit überlegt, so muß man sich sehr wundern, daß „die Menschen so großes Verlangen bezeigen, sich „nach Lehrformeln, Synodalschlüssen und symbo„lischen Büchern zu richten.

„Die Menschen ein Verlangen? rief Herr F. „aus. — Dieß glaube ich eben so wenig, als daß die „Menschen ein Verlangen haben, sich bey der Nase „herumführen zu lassen. Aber diejenigen, welche die „Menschen beherrschen wollen, brauchen Nasen, dar-

„an

„an sie dieselben herumführen können, und dazu „sind die wächsernen Nasen am besten. Glauben „Sie denn, daß der Mann, der eben itzt so viel von „symbolischen Büchern redete, ihnen eben so strenge „anhängt, als er verlangt, daß ihnen andere an„hangen sollen?„

„Dieß muß ich dahin gestellt seyn lassen, weil ich „den Mann nicht genau genug kenne.„

„Ich lasse es auch dahin gestellt seyn. Ich kenne „aber nicht wenig Geistliche von hohem Sinne, die „vielleicht sehr leicht Heterodoxen geworden wären, „wenn dadurch Ruhm oder ansehnliche Aemter zu er„langen gewesen wären. Wenn sie aber sehen, daß „andere schon mit besserm Erfolge durch Heterodoxien „Ruhm erworben haben, wenn sie fühlen, daß sie „schwerlich Geschicklichkeit und Muth genug haben „möchten, noch wichtigere Neuerungen zu wagen, so „ekelt ihnen davor, Heterodoxen vom zweyten oder „dritten Range zu seyn, und sie ergreifen die viel be„quemere und sichrere Partey, sie stellen sich an die „Spitze der Orthodoxen ihrer Stadt oder ihrer Pro„vinz, und wenden eben die Lebhaftigkeit des Geistes, „mit der sie Ketzereyen hätten anstiften können, an, „um sich Ketzereyen zu widersetzen. Sich auf die äl„tern Theologen und auf die symbolischen Bücher, bloß

„als

„als auf unwidersprechliche Grundgesetze, zu berufen, „ist schon eine so alte politische Maxime solcher Leute, „daß sie bereits abgenutzt ist, und daß die Klügern „unter ihnen schon auf ganz andere Mittel denken, „um den Ruhm, den sie durch neue Heterodoxien nicht „zu erhalten wußten, durch eine neue Orthodoxie von „ihrer eignen Schöpfung zu erlangen. Denn wenn „diese Herren auch vorgeben, daß sie noch so alt-or- „thodox wären, so ist doch gemeiniglich die Art, wie „sie orthodox seyn wollen, sehr neu.„

„Dieß kann wohl nicht anders seyn, erwiederte „Sebaldus, denn je mehr ich den Gang, den der „menschliche Verstand in seiner Entwicklung von je „her genommen hat, bedenke, desto unmöglicher „scheint es mir, daß alles so bleiben sollte, wie es „vor zweyhundert Jahren gewesen ist, und desto un- „gereimter scheint es mir, daß man, durch Vorschrif- „ten von irgend einer Art, die Veränderungen der „Meinungen und ihren Fortgang hindern will. Die „symbolischen Bücher sind für die Zeit und unter „den Umständen, unter denen sie gemacht worden „sind, sehr gut. Aber wenn wir denselben beständig „anhangen wollten, so befürchte ich, da sich seitdem „Regierungsform, Wissenschaften und Sitten gänz- „lich geändert haben, wir würden endlich eine Theo-

„logie

„logie bekommen, die sich für die Zeit, in der wir le„ben, auf keine Weise schicken würde.„

„Sie haben ganz recht. Wenn unsere Theologen „die symbolischen Bücher des sechszehnten Jahrhun„derts zur unveränderlichen Form des Glaubens an„nehmen, so handeln sie gerade eben so klug, als „wenn unsere Schneider die steifen Kragen, kurzen „Mäntel, und weiten mit Pelz bebrämten Röcke eben „dieses Jahrhunderts zur unveränderlichen Form der „Kleidertracht hätten festsetzen wollen. Die Erfah„rung lehret uns, daß die Meinungen sich nicht min„der verändern, als die Kleidertrachten. Es geht da„her auch den symbolischen Büchern eben so, wie der „Kleidung der Geistlichen. Als die symbolischen Bü„cher gemacht wurden, enthielten sie bloß die allge„mein angenommenen Meinungen aller Glieder der „Lutherischen Kirche, so wie die Kleidung der Geist„lichen, dem Schnitte nach, die Kleidung aller ge„lehrten Leute, und die schwarze Farbe, die „Farbe eines Biedermanns war, wenn er feyer„lich erschien. Als die Kleidermoden sich änderten, so „blieben die Geistlichen in derselben immer wohl vier„zig oder funfzig Jahre zurück, so wie es ihnen „noch oft in der Litteratur und Philosophie geht. „Endlich änderte sich die Welt so sehr, daß der Schnitt

„des

„des Glaubens und der Kleidung, der zu Luthers „Zeiten allen guten Leuten gemein war, endlich das „Symbolum eines besondern Standes blieb. Und „dennoch befürchte ich, es gehe, noch in einer andern „Absicht, der Konformität mit den symbolischen Bü„chern, wie den Aermeln und den Mänteln der Geist„lichen. Obgleich jene immer Orthodoxie heißt, „und diese immer schwarz bleiben, so haben sie beide „doch, sonderlich seit funfzig Jahren, so viel kleine, „aber wesentliche Veränderungen erlitten, daß im „Grunde, ein guter alter orthodoxer Dorfpastor, der, „seit Buddeus Zeiten, an keine Veränderungen we„der in der Gelehrsamkeit noch in Rockschößen und „Perücken gedacht hat, von einem jungen orthodoxen „Diako.. itziger Zeit, der vier Jahre lang in adelichen „Häusern Hofmeister gewesen ist, aller Konformität „unerachtet, eben so stark in der Kleidertracht, als in „der Glaubenslehre verschieden ist.

; Sebaldus sagte lächelnd, es dünckt mich doch fast, „die Dogmatik habe seit meiner Jugend mehrere Ver„änderungen erlitten, als die Kleidertracht. Ich däch„te die Geistlichen giengen noch eben so, wie vor vier„zig Jahren, in Röcken, und in Kragen und Mänteln.„

„Ich dächte nicht. Sie haben nur auf jene Ver„änderung mehr acht gegeben, als auf diese. Sie

„ist

„ist eben so merklich. Ja sogar, oft ist sie aus Be-
„gierde, sich von andern Glaubensgenossen zu unter-
„scheiden, entstanden, und dann ward sie ein Stück
„der Kirchengeschichte.„

„Sie scherzen. Wie kann die Glaubenslehre auf
„die Kleidertracht einen Einfluß haben! Außerdem
„sieht ja, in der ganzen protestantischen Kirche, eine
„Priesterkleidung der andern ähnlich.„

„Keinesweges! Der steife Wolkenkragen in
„Hamburg, Braunschweig, Breßlau, Leipzig, und
„das feine Ueberschlägelchen anderer Länder, die
„enge Summarie in Mecklenburg und Holstein, der
„weite Priesterrock in Sachsen und Anhalt, der
„Mantel in Brandenburg, das sammtne Kalott-
„chen, das der Danziger Prediger auf seine Perücke
„nähet, sind alles wesentliche Unterschiede, die, so
„wie alle Dinge in der Welt, ihren zureichenden
„Grund, (determinirenden Grund, dachte Sebal-
dus heimlich bey sich) und vielleicht oft zunächst
„in der Lehre haben. Hier habe ich eben eine un-
„gedruckte Handschrift: Historische Versuche über
„Berlin betitelt, in der Tasche, die mir ein Freund
„mitgetheilt hat. Ich will Ihnen daraus etwas we-
„niges von der Geschichte der Hüte und Mäntel
„der Berlinischen Geistlichkeit vorlesen. Vielleicht
„merken,

D. Chodowiecki sc.

S. 93. u. folgg.

„merken Sie daraus, daß die Eingeweihten aller Orden „Zeichen haben, die den Augen der Profanen entgehen.„

Sie setzten sich abermals auf eine Bank, und Herr F. las, wie folget:

„Philipp Jakob Spener, ein gutmüthiger red„licher Mann, der, in einem Zeitalter voll theologi„sches Stolzes, und theologischer Zänkerey, beschei„den und friedliebend war, der, vorzüglich vor allen „dogmatischen Spitzfündigkeiten, die er gern vermie„den hätte, und nach dem Genius seines Zeitalters „nicht vermeiden konnte, die Rechtschaffenheit und „die Lauterkeit des Herzens einschärfte, befliß sich „nicht in seiner Kleidung etwas sonderliches zu ha„ben. Sein ehrwürdiges Haupt,*) um das seine sil„berweißen Haare in natürlichen Locken hinabhien„gen, wärmte ein kleines Kalottchen, und sein weit„gefalteter Mantel (die damals gewöhnliche Tracht „der Gelehrten, die noch bis in das erste Viertheil „dieses Jahrhunderts alle Schüler in Berlin trugen,) „hieng, als eine brauchbare Bedeckung, ungekünstelt „über die Schultern und Arme herab. Bald nach „seiner Zeit, ward ein Theil der Berlinischen Geistlich„keit nach dem modischen Putze der Spanischen Pe„rücken**) lüstern, die sie so oft auf den Häuptern der „Geheimenräthe und der Edelknaben, an dem prunk-

*) Fig. 1. **) Fig. 2.

„vollen Hofe unsers guten Königs Friedrichs I. gese„hen hatten. Selbst die Pietistischen Prediger mochten „diese so oft abgekanzelte, und, nebst den Fontangen der „Frauenzimmer, vom Einblasen des leidigen Teu„fels hergeleitete Kopfzierde, so bald sie die Welt„leute mit dem Regierungsantritte König Frie„drich Wilhelms ablegten, ferner nicht verschmä„hen. Vermuthlich ihrer Gravität wegen; denn sie „fiengen nunmehr, gleich den Leuten, die ihre „Denkzettel breit und die Säume an ihren Klei„dern groß machten,*) an, in ihrer Kleidung sich „geflissentlich von andern Menschen zu unterschei„den.**) Sie machten an ihren Kragen einen breiten „Saum. Ein breiter nur zweymal aufgestutzter „Schiffhut beschattete vorn und hinten ihr Haupt, „und in den Mantel wickelten sie den Unterleib der„maßen ein, daß, bey dem wenigen Raume, den die „Füße übrig behielten, derjenige unter ihnen, der „von Natur nicht bedächtig war, einen bedächtigen „Gang annehmen mußte. Da unsere ganze Lutheri„sche Geistlichkeit um diese Zeit anfieng, sich von „der Hamburgischen Orthodoxie der polternden „Mayer und Neumeister, ab, und zum sanftern Pie„tismus zu neigen, so ward dieser eben beschriebene

„Anzug

*) Matth. XXIII. 5.　　**) Fig. 2.

„Anzug sehr bald das Merkzeichen eines jeden Luthe„rischen Pfarrers. Denn die Reformirten, dem „Hofe näher, wollten sich nicht so sehr von der ge„wöhnlichen Kleidung abwenden. Sie behielten den „gewöhnlichen dreymal aufgestutzten Hut bey, und „den Mantel,*) dessen viele pedantische Falten sie „unmerklich vermindert hatten, schlugen sie von den „Schultern zurück, und hoben ihn im Gehen mit der „linken Hand zierlich auf, so daß sie mit mehrerm „Anstande fortschreiten konnten. Nach einiger Zeit „fiengen sie an, den Mantel**), den sie mit der linken „Hand empor gehalten hatten, zu mehrerer Bequem„lichkeit ganz auf den linken Arm zu legen. Unter „den Lutheranern, welche schon längst den schmalern „Mantel, und die freyern Füße der Reformirten „mit heimlichem Neide mochten angesehen haben, „wagte es zuerst ein Mann, in großen Dingen klein, „und in kleinen Dingen groß, den Mantel***) um „den Leib zu schlagen, und mit freyen Füßen einher zu „treten, worinn er bald viele Nachahmer bekam. Es „wäre zu weitläuftig zu erzählen, welche Widersprü„che jede von diesen Veränderungen habe leiden „müssen, wie oft man aus der veränderten Art den „Mantel zu tragen, auf eine Neuerung in der Lehre

*) Fig. 3. **) Fig. 4. ***) Fig. 5.

„geschlossen habe, und wie oft eine Neuerung in der „Lehre unbemerkt durchgegangen sey, weil der Neuer„ling den Mantel noch nach der alten Art trug. „Genug, die alte symbolische Reinigkeit des Man„teltragens bekam noch einen grössern Fleck, da „einige Kryptokalvinisten anfiengen, den Man„tel, nach Art der Reformirten, auf den Arm zu le„gen, ob sie ihn gleich, weil sie sich denselben nicht „ganz gleich stellen durften,*) auf dem rechten Arme „trugen. In kurzem wurde dieser so kleine Unter„schied der Konfessionen auch nicht mehr beobachtet. „Die Mäntel wurden rechts oder links getragen, „ohne einzige Regel, wie es jedem einfiel. Und nun „könnte man einen Lutherischen Prediger von einen „reformirten destoweniger auf der Straße unter„scheiden, da eben zu der Zeit einige Lutherische Geist„lichen sich unterfiengen, den ehrbaren Schiffhut, der „bisher immer noch das Schiboleth eines Berli„nischen Lutherischen Geistlichen gewesen war, „mit dem dreyeckigten Hute zu vertauschen, den alle Ein„wohner Berlins, und unter ihnen auch die refor„mirten Geistlichen, trugen. So vielem Wider„spruche auch dieses Unternehmen anfangs aus-

„gesetzt

*) Fig. 6.

„gesetzt war,*) so gieng es doch ohne weitere Ahn„dung durch. Denn nunmehr war die Zeit gekom„men, da die Unordnung und Lauigkeit in der Lehre, „die sich schon lange in die Herzen eingeschlichen hatte, „auch an den Kleidern sichtbar werden sollte. Vor „Zeiten hatten sich die Lutherischen und Refor„mirten, so viel wie möglich, von einander abgeson„dert, auch wohl, eine Folge des Eifers für eines je„den Symbolum, weidlich mit einander geha„dert, nicht weniger, eine Folge des Haders, ein„ander herzlich gehasset; nunmehr aber, da sich „ihre Geistlichen auch nicht einmal mehr der Klei„dung nach von einander unterschieden, war fast „gar die Frage nicht mehr, ob jemand Lutherisch „oder reformirt sey. Diese Indifferentisterey hatte „aber auch andere schädliche Folgen. Denn die geist„lich Kleidung verlohr einen großen Theil ihrer

*) Unter andern fanden in einer gewissen Kirche, in welcher wechselsweise Lutherisch und reformirt gepredigt ward, beide Gemeinen Ursach, sich über diese Neuerung zu beklagen. Es war bisher die Gewohnheit gewesen daß der Prediger, ehe er in die Sakristey trat, außen, neben der Thür derselben, seinen Hut anhieng, woraus die Zuhörer gleich abnehmen konnten, an welcher Konfession die Reihe sey. Nachdem aber der Hut seine symbolische Kraft verloren hatte, so konnten die irregemachten Kirchkinder nunmehr weiter an keinem Kennzeichen unterscheiden, ob die Predigt, die sie hörten, Lutherisch oder reformirt sey.

„symbolischen Deutung, und zugleich einen gro=
„ßen Theil ihrer Gravität. In der allgemeinen
„Sorglosigkeit gegen alle bestimmten äußerlichen Zei=
„chen, wurden die Mäntel immer schmäler, leichter
„und kürzer,*) und hiengen als eine zwecklose Verzie=
„rung den Rücken herunter; die Perücken, die sonst in
„gravitätischer Zierde den Rücken herab wallten,
„oder auf den Schultern in sanften Seitenlocken ru=
„heten, gewannen täglich ein weltlicheres Ansehen,
„hoben sich in Taubenflügeln und gesteckten Lo=
„cken in die Höhe, und endlich trugen Prediger kein
„Bedenken, ohne alle Amtskleidung, **) in blauen,
„grauen und braunen Röcken auf der Straße und in
„Gesellschaften zu erscheinen, und sich keiner gleich=
„gültigen Handlung zu entziehen, die ein jeder an=
„derer unbescholtener Bürger auch verrichten darf.„

,Und nun fragte Herr F. lächelnd: Was sagen Sie
,zu diesen Veränderungen der Kleidertracht, die doch
,offenbar mit gewissen Veränderungen in den Glau=
,bensgesinnungen Schritt gehalten haben?,

,Ich sage, antwortete Sebaldus sehr ernsthaft,
,daß sie nur merkwürdig werden, wenn sie merkwür=
,dige Folgen haben, und die haben sie nur, wenn
,man sie für merkwürdig hält. Macht man ein un=
,wich=

*) Fig. 7. **) Fig. 8.

„wichtiges Ding wichtig, es mag nun ein Rockärmel, „oder ein symbolisches Buch seyn, so kann über dessen „Veränderung Zank und Bitterkeit, ja wohl gar Auf„ruhr und bürgerlicher Krieg entstehen. Eben des„halb sollte man, meines Erachtens, in Dingen, die „von der Meinung der Menschen abhangen, nicht all„zuviel bestimmen und durch Zeichen festsetzen wol„len, weil dadurch Nebendingen mehr Werth beyge„legt wird, als sie eigenthümlich haben. Das Be„zeichnete ist wesentlich, das Zeichen willkührlich. „Hat ein ietziger Geistlicher Speners edelmüthige „Gesinnungen, so wird er einem weisen Manne eben „so werth seyn, er mag sich schwarz oder grün kleiden, „und jeder ehrliche Mann, der rechtschaffen handelt, „und so viel er kann, tugendhafte Thaten thut, ver„dient verehrt zu werden, er mag seine Gedanken vor „sich selbst weglaufen lassen, oder sie an irgend ein „Symbolum heften wollen. Wenn mich nicht alles, „was ich als Kennzeichen der Wahrheit erkenne, „trügt, so muß ich glauben, Gott selbst werde uns „nach unsern Gesinnungen, und nicht nach unsern „Spekulationen richten; er werde jedem gnädig seyn, „der so viel gutes thut, als er in der Lage, in der er „sich befindet, thun kann, und werde keinen verdam„men, weil er symbolische Bücher, die irgend eine

„Partey, die einmal auf einem Winkel der Erde „eine Zeitlang mächtig war, zur Richtschnur festgesetzt „hat, entweder nicht verstehen oder nicht billigen „konnte.„

Neunter Abschnitt.

Unter diesem Gespräche waren sie aufgestanden, und setzten es fort, bis sie vor das Haus kamen, wo ihr beiderseitiger Freund, der Major, wohnte, dem sie diesen Abend einen Besuch zugedacht hatten. Indem sie eben ins Haus traten, sahen sie, zu ihrem großen Erstaunen, daß der Armenschulmeister, Sebaldus Freund, von zwey Bedienten mit Gewalt die Treppe hinunter geworfen ward, denen der Pietist, mit welchem Sebaldus nach Berlin gekommen war, eiligst folgte, und mit weggewandtem Angesichte, die Hände über das Haupt zusammenschlagend, sich durch die Hausthür auf die Straße drängte. Herr F. und Sebaldus stießen die Bedienten zurück, die den wehrlosen und todtenblassen Schulmeister noch übler behandeln wollten, und der Major, der im Erdgeschosse wohnte, und bey dem heftigen Lärm seine Thür geöffnet hatte, nahm ihn in seinen Schutz, und führte ihn in sein Zimmer, wo er ihn in einen Armstuhl sich niedersetzen ließ.

Nach-

Nachdem der Schulmeister wieder etwas Athem zu schöpfen anfieng, war die allgemeine Frage: „was die „Ursache des Lärms gewesen sey, und was er mit dem „im ersten Stockwerke wohnenden Edelmanne, dessen „Bedienten ihm so hart begegnet, zu thun gehabt „habe.„

Der Schulmeister antwortete bloß durch tiefes Schluchzen, und durch die kläglichsten Ausrufungen: „Ich elender Mann! ich unglücklicher Mann! ich „bin ohne Rettung verloren!„

Sebaldus suchte ihn durch alle möglichen Gründe wieder zur Fassung zu bringen, der Major bot ihm seinen Arm, Herr F. seine Börse und alle sonst nur mögliche Hülfe an.

Vergebens! er wiederholte seine trostlosen Ausrufungen, mit den Geberden eines Verzweifelten begleitet, bedeckte dazwischen einmal über das andere sein Angesicht mit seinen beiden Händen, und weinte bitterlich.

Nach langem Zureden beruhigte er sich endlich so weit, daß er, mit vielen untermischten Seufzern, folgendes erzählen konnte.

„Sie wissen es, sagte er, in dem er sich zum Se„baldus wandte, und ihm wehmüthig die Hand „drückte, wie ruhig und wie glücklich ich war. Ob„gleich

„gleich arm, hatte ich doch mein Auskommen. Ich „arbeitete, nebst meiner Frau, fleißig; und meine Toch„ter — o mein einziges Kind! Sie war nie ihren „Aeltern ungehorsam gewesen, sie hatte uns nie „den geringsten Verdruß gemacht, sie übertraf uns „an Fleiß, sie machte uns mit ihrer künstlichen Arbeit „Vergnügen; wenn wir Aeltern nur gerade die Noth„durft erwerben konnten, so verschaffte uns ihr Fleiß „zuweilen einen festlichen Tag. Sie war mein Aug„apfel, ich war mehr als glücklich, als der heuchleri„sche Bösewicht, den sie haben aus der Thüre rennen „sehen, meine ganze Glückseligkeit, die ich auf Erden „habe, zerstörte. Er setzte sich in der St. Gertrauts„kirche oft neben mir, wo er auch wohl zuerst meine „Tochter mag gesehen haben. Er suchte meine Bekannt„schaft, indem er zwey arme Knaben in meine Schule „brachte, für die, wie er sagte, gottselige Leute das „Schulgeld bezahlen wollten. Er sah und lobte mei„ner Tochter Arbeit, er brachte in kurzem einen Men„schen mit, der feine ausgenähte Arbeit bestellte, und „reichlich bezahlte. Dieß war, wie ich hernach er„fahren habe, der Kammerdiener des wollüstigen „Müßiggängers, der in diesem Hause wohnt, ein „undeutscher Kerl, ohne Redlichkeit, ohne Menschen„gefühl, den das Wimmern der zu Grunde gerichte-

„ten

„ten Unschuld so wenig rührt, als den Schlächter das „Blöken des Lamms, dem er die Kehle abschneiden „will. Mit diesem hat der schändliche Unterhändler „vermuthlich den abscheulichen Entwurf ins Reine ge„bracht, mich und mein Kind ins Unglück zu stürzen. „Er führte meine Tochter, in Gesellschaft ihrer Mut„ter, zu seiner Muhme, wie er sagte, einer Matrone, „die ausgenähte Arbeit verfertigte, und verfertigen „ließ. Sie schien mit meiner Tochter Arbeit zufrie„den, zeigte ihr aber noch feinere, und gab ihr zu „verstehen, daß sie dergleichen von ihr wolle verferti„gen lassen, daß sie ihr mehrere Vortheile dabey zei„gen wolle, nur müsse sie unter ihren Augen arbei„ten. Mein Kind freute sich, mehr lernen zu kön„nen, und wir fanden kein Bedenken, sie in das „Haus einer Matrone zu schicken, bey der alles ein „frommes und verständiges Ansehen hatte. Sie gieng „einige Monathe lang täglich in dieß Haus. Sie nahm „an Geschicklichkeit zu, und wir glaubten, diese Be„kanntschaft wäre ein Glück für unser Kind. Ach, „leider! wir wußten nicht, daß sie schon unwieder„bringlich unglücklich war. In den ersten Tagen „ihres Aufenthalts in diesem Hause, war der junge „Herr selbst, unter dem Vorwande Arbeit zu bestel„len, dahin gekommen, er hatte meine Tochter gese„hen,

„hen, und ihre Arbeit gleichgültig gelobt. In kurzem „ward er zudringender, die Wirthinn ließ ihn mit mei„ner Tochter geflissentlich allein, oder ward von „ihrem Vetter zu andern Geschäfften gerufen. Nun „wandte er alle verführerischen Künste an, um ein jun„ges Herz zu gewinnen, daß noch nicht gelernt hatte, „sich gegen betrügerische Anlockungen zur Wehre zu „stellen. Das süße Gift der Schmeichelen bethört „wohl oft einen weisen gesetzten Mann, wie sollte ihm „ein junges unerfahrnes Mädchen widerstehen kön„nen, das noch keinen hinterlistigen Menschen gese„hen hatte, das jedes Herz für so ehrlich hielt, als „ihr eigenes. Kurz, ihr ward ihre Unschuld geraubt. „Die Folgen davon ließen sich bald spüren. Sie „ward kränklich, und das schreckliche Geheimniß konnte „ihrer Mutter ferner nicht verborgen bleiben. Wir „waren wie vom Blitze gerührt, aber Klagen und „Verwünschungen waren zu spät, wir mußten nur „unser armes Kind zu retten suchen, das in Kummer „über ihren Fehltritt, den sie nun erst in seiner wah„ren Gestalt sah, sich das Leben abhärmte. Auf der „andern Seite wollte der Verführer auch nicht eher „von ihr ablassen, bis er ihrer völlig satt wäre. Er „sandte täglich Botschaften und Briefe, die nicht an„genommen wurden. Der Kammerdiener schlich sich

„einige-

„einigemal ins Haus, wo ich ihn unsanft abwies. End„lich meldete sich heute der Unterhändler, der sich seit „langer Zeit nicht hatte sehen lassen. Er betauerte, „mit gleisnerischem Wortgepränge, den Unfall, den „ich hätte erfahren müssen, und, nach vielen Um„schweifen, kam er endlich auf seinen Antrag, nehm„lich, daß ich mit dem Herrn selbst sprechen möchte, „weil er mir Vorschläge thun wolte, die so vernünf„tig und billig wären, daß dadurch ein großer Theil „des geschehenen Schadens könne ersetzt werden. So „groß auch mein Widerwillen war, dem Verführer „meiner Tochter ohne Verwünschung in die Augen zu „sehen, so gieng ich doch mit dem dienstwilligen Un„terhändler hin. Was meinen Sie, daß der vernünftige „und billige Vorschlag war? (Hier drang ein Strom „von Thräuen aus seinen Augen:) Meine Tochter „sollte Ausgeberinn bey dem Verräther ihrer Ehre „werden, und ihr Vater sollte einen schimpflichen mo„nathlichen Gehalt haben, um die Frucht des uner„laubten Umgangs zu erziehen. Hier konnte ich mich „nicht mäßigen, ich stieß aus, was der Unwillen „einem ehrlichen, obwohl armen Vater eingeben kann, „dem ein vornehmer Wollüstling zumuthen darf, der „Kuppler seiner eignen Tochter zu werden. Der Kam„merdiener, der während der ganzen Unterhandlung

„eben

„eben so viel gesprochen hatte, als der Herr selbst, fand „es sehr lächerlich, daß ich mich einem Arangément „widersetzen wollte; daß der gnädige Herr der petite „fille ja weiter nichts übels thun wollte, u. d. gl. Ich „ließ meinen ganzen Unmuth aus, und wollte unver„züglich zur Thür hinaus, als der Unterhändler ins „Mittel trat. Er versicherte, daß er den ersten Vor„schlag selbst nicht billige, weil dadurch den Schwa„chen manches Aergerniß gegeben werden könnte; er „erklärte also, daß der Kammerdiener meine Tochter „heurathen, und das Kind als sein eigenes aufnehmen „solte, dagegen werde ihn der gnädige Herr zum Haus„hofmeister machen, so bald er sich mit seinen Gläu„bigern völlig gesetzt habe, und wieder zum Genuß sei„ner Güter gekommen sey. Nein! länger konnte ich mich „nicht halten. Eben so gern würde ich meine Tochter „dem Büttel gegeben haben, der diesen Buben hätte „brandmarken sollen, welcher das vornehmste Werkzeug „der Verführung meiner Tochter gewesen war. Ich „sagte nunmehr dem Herrn gerade heraus, daß ich „sein Bubenstück auf keine Weise durch meinen Bey„tritt billigen wollte, daß ich die wenige Gerechtig„keit, die mir der Richter wiederfahren lassen könnte, „aus allen Kräften suchen würde, und daß er mit mei„nem Willen meine Tochter nie wieder sollte zu Ge-

„sicht

„sicht bekommen. Er kam darüber in die größte Wut, „und befahl seinen Bedienten mich hinaus zu werfen; „der Unterhändler wollte ihn zwar besänftigen, aber „er hieß ihn auch zum Teufel gehen, und lief als ein „Rasender in sein Kabinett.„

Als er seine Erzählung geendigt hatte, verbarg er abermals sein Angesicht in seine Hände, und überließ sich einer trostlosen Verzweiflung.

Alles, was Sebaldus und Herr F. thaten, um ihn aufzurichten, verfieng nichts. Er rief mit kläglicher Stimme aus: „Alle Hoffnung ist für mich verloren! Selbst die Gesetze haben keinen Schutz für „mich. Mein Gegner darf mich ungestraft beleidi„gen, ungestraft unglücklich machen!„

„Nein! das soll er nicht!„ rief der Major, der „schon lange mit starrer Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Wir wollen sehen, was der Bursche zu „thun vermeint.„

Er rief seinen Reitknecht, ließ sich bey seinem Nachbar eine Treppe hoch melden, und ein Paar Minuten drauf nahm er seinen Hut und Degen, und stieg die Treppe hinauf, ohne erst Antwort zu erwarten.

Er fand den Edelmann im Vorsaale, im Begriffe auszugehen, um diesen Besuch zu vermeiden. Er

wollte

wollte sogleich eine höfliche Entschuldigung stammeln, aber der Major trat gerade vor ihn, und sprach mit gerunzelter Stirn:

„Herr! sind Sie ein Edelmann?

„Ich dächte, war die Antwort, ich könnte mich in „ein hohes Stift aufnehmen lassen, wenn ich wollte. „Aber um Vergebung, wozu diese Frage, die mich befremden könnte?„

„Wozu? weil ich dächte, daß ein Edelmann auch „ein ehrlicher Mann seyn müßte, ehe er ein Edel„mann seyn kann.„ —

„Wie so? — Mein Herr! Sie kommen in meine „eigene Wohnung, mich zu beleidigen, geben sie wohl „Acht, —

„Herr, die Wahrheit ist gut zu sagen, wo es auch „ist. Sie haben, Herr! eines ehrlichen Mannes Toch„ter verführt, und haben noch dazu den Vater gröb„lich beleidigt, das thut kein Mann der Ehre im Leibe „hat, und das haben Sie gethan.„

„Herr Major, wenn ich nicht für Ihr Alter Ach„tung hätte, — so würde ich... Aber parbleu ich weiß „auch noch nicht, was Sie von mir eigentlich wol„len. Meinen Sie etwa den Kerl, der eben hier „war? der geht mich gar nichts an. Mein Homme „de Chambre hat mit seiner Tochter was zu thun ge-

habt,

,habt, und darüber lärmt der Vater. Aber er hat ,Unrecht, denn mein Homme de Chambre will das ,Mensch heurathen.,

Der Kammerdiener trat vertraulich hervor, und versicherte den Major, in gebrochenem Deutsch, daß er noch zur Heurath bereit sey.

Der Major sah ihn flämisch über die Achsel an, und sagte: ,Patron, wenn ich mit dir werde reden ,wollen, so werde ich dirs sagen. — Mit Ihnen ,habe ichs zu thun, Herr! der Sie sich ins Herz ,schämen sollten. Meinen Sie, Herr, daß ich nicht ,weiß, wer mit dem Mädchen zu thun gehabt hat? ,Denken Sie, Herr, daß die Tochter eines ehrlichen ,Mannes, weil Sie sie geschändet haben, nun für ,Ihren Kuppler gut genug ist?,

,Das ist doch besonders, — ganz besonders; — ,und Sie mäßigen sich noch dazu gar nicht in Wor- ,ten; — lassen Sie doch die Leute die Sache ausma- ,chen, die Sache geht mir ja gar nichts an; — und ,darf ich fragen, wie Sie dazu kommen, daran Theil ,zu nehmen?, —

,Wie? Herr! weil der Mann mein Freund ist., —

,Ah pardi! das ist eine andere Sache. Ich habe ,nicht gewußt, daß Sie unter Leuten solcher Art auch ,Freunde hätten.,

„Ja, Herr! Ich schäme mich nicht, eines ehrlichen „Mannes Freund zu seyn, und scheue mich, nicht je„den Schurken zur Rede zu setzen, der einem ehrli„chen Manne ungestraft Unrecht thun will.„

„Ich bin ganz betroffen, Herr Major; da ich gar „nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, kommen Sie „in meine Wohnung, und sagen mir voll Ungestüm „Dinge vor, die — — ich weiß gar nicht — Was „verlangen Sie denn, daß ich dem Manne und dem Mädchen thun soll? —

„Herr! Genugthuung sollen Sie beiden geben, „und — doch, durch welche Genugthuung können Sie „ein solches schimpfliches Verfahren wieder gut ma„chen!„ — Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

„Sie, sehen also selbst, Herr Major, daß ich bey „der Sache nichts weiter thun kann; und wenn mein „Homme de Chambre das Mädchen heurathet, und „ich ihr in Ansehung seiner, ein Heurathsgut gebe. —

„Nein, Herr! mir sollen Sie Genugthuung ge„ben, weil Sie ein Schurke sind, und sich unterste„hen, mit mir unter Einem Dache zu wohnen;„ — und hiemit zog er den Degen.

„Herr Major! hören Sie doch vernünftige —

„Herr! zieh' Er, oder, straf mich Gott! ich will Ihm „zeigen, daß Er nicht werth ist einen Degen an der „Seite zu tragen.„

„Gut

S. iii

D Chodowiecki

„Gut! Herr Major! ich will Ihnen Satisfak„tion geben, — aber auf Pistolen; — — ich schlage „mich nicht anders, als auf Pistolen.„

„Herr! mach' Er kein Federlesens, zieh Er auf der „Stelle, oder ich will Ihn —„

Dem Edelmann blieb nichts übrig, als den Degen zu ziehen. Der Major drang auf ihn ein. Der Kammerdiener kam seinem Herrn mit gezogenem Hirschfänger zu Hülfe, und plötzlich fuhr der Hirschfänger tief in des Majors Rücken, ob von ungefähr, oder vorsetzlicher weise, sey dahin gestellt.

Franz, der Reitknecht, faßte den Kammerdiener in die Gurgel, und gab ihm einen Deutschen Faustschlag auf den andern ins Gesicht. Der Major lag in seinem Blute, der Edelmann machte ihm eine verbindliche Entschuldigung, wegen dieses unglücklichen Vorfalls, die der Major bloß mit einem Blicke voll Verachtung beantwortete. Herr F. schickte nach der Wache. Der Kammerdiener ward in Verhaft genommen, der Edelmann bekam Hausarrest. Der Major ward in sein Bette gebracht und von einem Wundarzte verbunden, und der Schulmeister, den seines Vertheidigers Unfall, noch mehr wie sein eigener, außer aller Fassung gebracht hatte, ward halb

todt in eine Miethskutsche gesetzt, und von Herrn F. und von Sebaldus nach Hause gebracht.

Zehnter Abschnitt.

Der Major ward von seinen Freunden täglich besucht. Im Anfange schien die Wunde nicht gefährlich. Aber nach einigen Tagen verschlimmerten sich die Umstände sehr. Das Wundfieber ward heftiger, die Entzündung nahm zu, und die Kräfte nahmen ab. Der Wundarzt erklärte endlich, daß sehr wenige Hoffnung zur Wiedergenesung da wäre. Die sämmtlichen Freunde des Majors waren darüber sehr niedergeschlagen, der gute Franz aber, der über dreißig Jahre in des Majors Dienste gewesen war, weinte unablässig, so daß ihn der Kranke selbst tröstete, der unter allen diese Nachricht mit der größten Gleichmüthigkeit aufnahm. Die geschwinde Abnahme seiner Kräfte ließ nur allzusehr befürchten, daß sie wahr seyn möchte.

Eines Tages war der Kranke besonders schwach. Gegen Mittag aber fiel er in einen Schlummer, in dem er einige Stunden verblieb, und als er erwachte, äußerlich ein wenig erquickt schien. Franz, der über dessen mißlichen Zustand sehr traurig war, ergriff

die Gelegenheit, da der Major heiteres Gemüths, und sie beide allein waren, und that, nach vorgängiger Entschuldigung, eine Frage, die ihm schon lange auf dem Herzen gelegen hatte, nehmlich:

„Ob der Herr Major, nicht das Sakrament nehmen wollte.„

„Lieber Franz, du meinst es recht gut, sagte der „Kranke, aber wozu? Ich habe das Abendmahl immer nur genommen, wenn entweder das Regiment „kommunicirte, oder wenn ich besondere Ursach fand, „mich zu sammeln, und ernsthaft über mich nachzu„denken; aber glaube mir, Franz, ein Krankenlager „von drey Wochen giebt an sich selbst Gelegenheit ge„nug zum ernsthaften Nachdenken.„

„Aber, lieber Herr Major! ein Mensch muß doch „so schwer sterben, wenn er nicht gebeichtet hat.„

„Höre nur, mit der Beichte habe ich niemals et„was zu thun gehabt. Anstatt der Beichte sagte ich „allemal laut und ernstlich: Schaff in mir Gott „ein reines Herz, und gieb mir einen neuen ge„wissen Geist; verwirf mich nicht von dei„nem Angesichte, und sey mir gnädig. Damit „war mein Feldprediger zufrieden, und ich denke, Gott „wird auch damit zufrieden seyn, wenn ichs jetzt sage. „Aber höre, Franz, ich will jetzt thun, was ich sonst

„bey der Beichte that, ich will dich wegen alles des„sen um Vergebung bitten, was ich dir kann zuwi„der gethan haben; vergieb es mir.„ Hier reichte er Franzen die Hand.

Franz küßte des Majors Hand, die er mit Thränen benetzte, und sagte schluchzend: „Ach, Herr Ma„jor! ich kann Ihnen nichts vergeben, Sie sind im„mer mein guter Herr gewesen, und haben an mir „mehr Liebe bewiesen, als ich verdiente. Vergeben „Sie mir nur, wenn ich zu vorschnell gewesen bin. „Ich dachte doch, man könnte nicht ruhig sterben, „wenn man nicht von einem geistlichen Herrn ordent„lich vorbereitet würde. Als Sie daher schliefen, lief „ich geschwind zu einem Prediger, der nicht weit von „hier wohnt, aber er war nicht zu Hause.

„Du hasts recht gut gemeint, Franz; da er aber „nicht zu Hause war, ists nun auch eben so gut. Ich „habe mit diesen Herren nicht gern etwas zu thun, „wenn ich sie nicht vorher genau kenne. Ich lag, „du weißt es, auf dem Schlachtfelde bey Torgau, hart „verwundet, an zwölf Stunden, ehe du mich unter „den Todten und Blessirten herausfandest. Damals „konnte mir kein Feldprediger zusprechen, und ich war „zum Tode eben so bereit, wie jetzo.

Indem

Indem er dieses sagte, trat Sebaldus herein, um ihn zu besuchen.

„Sie kommen, mein lieber Freund, sagte der „Kranke, gerade zur rechten Zeit. Ich werde von „diesem Lager nicht wieder aufkommen, ich weiß es, „und bin ganz völlig gefaßt zu sterben. Nun meint „mein guter Franz, (er drückte demselben die Hand) „es sey nöthig, daß ich von einem Geistlichen zum „Tode bereitet würde. Dieß wünschte ich von nie„mand lieber, als von Ihnen, mein Freund. Thun „Sie, als ob Sie mein Beichtvater wären. Fragen „Sie mich, lehren Sie mich, beten Sie mit mir.„

Sebaldus sagte sehr gerührt: „Der Zuspruch auf „dem Todtenbette ist allezeit eine sehr schwere und „zuweilen eine vergebliche Sache. Es kann daselbst „schwerlich noch eine Veränderung des Geistes vorge„hen, wenn sie vorher im ganzen Leben nicht gesche„hen ist. Glaubenslehren zu beweisen, ist die Zeit zu „kurz und der Geist nicht heiter genug; Pflichten ein„einzuschärfen, ist zu spät. Die Schwachen aufzurich„ten, ist was ein menschenfreundlicher Prediger am „leichtesten thun kann.„

Maj. Herr! ich bin nicht schwach! schonen Sie meiner gar nicht, sondern gehen Sie mit mir um,

 wie

wie ein Pfarrherr am Todtenbette thun soll, recht wie es vorgeschrieben ist.

Seb. Ich würde mich warlich freuen, wenn ich zur Beruhigung eines Mannes, den ich so werth schätze, etwas beytragen könnte. Da Ihr Gemüth gelassen ist, so ist es vielleicht am nützlichsten, wenn ich Sie an verschiedene Wahrheiten, die den Menschen ehrwürdig und wichtig seyn müssen, erinnere. Ich kann nicht wissen, ob Sie dieselben in Ihrer gehörigen Verbindung gedacht haben; wäre dieses nicht, so könnte ich vielleicht ihre Wirkungen vermehren, wenn ich, durch eine kurze Ueberlegung, eine Lücke zwischen denselben ausfüllen könnte. Dieserhalb wünschte ich Ihre Gesinnungen über gewisse Lehrpunkte zu wissen.

Maj. Ganz recht; examiniren Sie mich nur, ich will auf alles antworten.

Seb. Sie glauben vermuthlich, daß ein Gott da ist, der Himmel und Erde geschaffen hat?

Maj. Ja, freylich! Wer sollte nicht an Gott glauben?

Seb. Sie glauben auch, daß Gott die Welt, und alle Dinge darinn, mit einer weisen Vorsehung regiere?

Maj. Freylich! ohne Gott geschiehet nichts.

Seb. Und daß nach diesem Leben noch ein künftiges zu gewarten sey?

Maj. Nein, mit dem Tode ist alles aus.

Seb. Ich habe zuweilen aus Ihren Reden geschlossen, daß Sie eine solche Meinung hegten, ohne daß es sich gefügt hätte, sie näher erläutern zu können. Wäre diese Meinung wahr, so wären wir, wie Sie selbst nicht läugnen werden, in vielen Begegnissen des Lebens völlig trostlos. Gott hat aber, wie ich glaube, so wie er kein Uebel, ohne zu gutem Zwecke zuläßt, auch, als ein gütiger Vater, für jedes Uebel den Trost in die Natur gelegt. Dieß hat mir schon vor langen Jahren über diese Meinung näher nachzudenken Gelegenheit gegeben; ich weiß daher, daß, in der Vernunft und in der Schrift, viele Gründe zu finden sind, die sehr bald das Gegentheil wahrscheinlich, und, bey reiferm Nachdenken, gewiß machen.

Maj. Herr! ich habe immer gedacht, daß die Vernunft nicht einmal weiß, wenn ein Todter recht todt ist, wie sollte sie wissen, was nach dem Tode vorgehet. Wenigstens meine Vernunft reicht so weit nicht. Was die Schrift betrifft, so steht viel gutes darinn. Ich habe alles gelesen. Es läßt sich vieles hier in diesem Leben recht wohl nützen. Aber von einem künftigen Leben, so wie von so viel andern unbegreiflichen

chen Dingen, glaube ich nichts, wenns auch in einem Buche steht.

Seb. Wenn Sie denn also die Bibel gelesen haben, glauben Sie denn, daß darinn der Willen Gottes enthalten ist, dem wir folgen sollen?

Maj. Gottes Willen ist, daß ein Mensch ein rechtschaffner Kerl seyn soll, und nicht Unrecht thun. Das weiß jeder, und es steht auch in der Schrift. Das übrige mag für euch Herren Geistlichen gut seyn. Ein Soldat kann nicht so vielerley Dinge in seinen Kopf kriegen, worüber ihr euch disputirt.

Seb. Sie gestehen also, daß kein Mensch Unrecht thun sollte. Gleichwohl thun die meisten, ja man kann wohl sagen alle Menschen mannichfaltig Unrecht. Wie ists nun, wenn wir mit unsern Sünden Bestrafung verdient hätten?

Maj. So mögen wir sie leiden. Wer heißt uns sündigen?

Seb. Die Frage läßt sich vielleicht nicht so gerade zu entscheiden. Denn, wenn nun unsere Natur so unvollkommen ist, daß wir nicht ohne Sünde bleiben können, wenn wir nun zu schwach sind, den Willen Gottes vollkommen zu befolgen.

Maj. Ey! denn kann Gott auf uns nicht zürnen. Er hat uns selbst gemacht, und warhaftig recht mit

großer

großer Klugheit gemacht, daß nichts an uns ohne Ursach ist. Wie könnte er denn von uns etwas verlangen, das wir nicht leisten könnten? Sehen Sie hier meinen Hühnerhund, der ist ein Hühnerhund, und weiter nichts, er wird vor einem Huhn stehn; aber wenn ich verlangen wollte, daß er eine Sau stellen sollte, so kann ich nicht sagen, der Hund sündigt, wenn ers nicht kann.

Seb. Sie schließen viel zu rasch. Wir würden langsamer gehen müssen, wenn wir diese Frage gründlich untersuchen wollten, dazu fehlt uns itzt aber die Zeit. Lassen Sie uns auf das künftige Leben zurückkommen. Ueberlegen Sie wohl, daß wenn es wegfällt, auch alle Belohnungen und Bestrafungen wegfallen, welche Tugend und Laster, wie es offenbar ist, in diesem Leben nicht in angemessenem Maße erhalten. Und damit würden also auch alle Bewegungsgründe zur Tugend wegfallen.

Maj. Warum das? Ein ehrlicher Kerl muß Recht thun, weil es Recht ist, und nicht weil er dafür belohnt seyn will. Werde ich belohnt, so ists gut, wofern aber nicht, so muß ich doch rechtschaffen handeln. Ich habe im letztern Kriege oft mein Leben gewagt, ob ich gleich immer Major geblieben bin. Oder glaubt er, Herr! daß ich nur deswegen den Schurken da

oben

oben zur Rede gestellt habe, damit ich dadurch in jenem Leben könnte Oberstlieutenant werden?

Seb. Die Belohnungen sind aber doch Folgen guter Thaten. Auch in diesem Leben verlangt ein Soldat für seine Tapferkeit vom Könige Belohnung, und ist unzufrieden, wenn er sie nicht bekömmt.

Maj. Ey, ists nicht Belohnung genug, wenn ich weiß, daß ich Recht thue. Und dann, Herr! ists mit Gott eine ganz andere Sache, als mit dem Könige. Der Herr, ist ein Mensch wie ich, und kann nicht alles wissen, sonst wäre ich auch wohl weiter. Aber Gott weiß alles, und da hats gute Wege, der wird mir schon zukommen lassen, was mir gehört.

Seb. Setzen Sie nun aber einmal auf einen Augenblick voraus, daß ein künftiges Leben wäre, welches doch, wie Sie gestehen werden, an sich nicht unmöglich ist; setzen Sie voraus, daß alle unsere Handlungen, gute und böse, auch in jenem Leben Folgen haben müssen, und daß diese Folgen, wenn uns gleich die Art noch unbegreiflich ist, in vielen Fällen überschwenglich groß seyn können. Wird nun derjenige nicht viel vorsichtiger gehandelt haben, der seine Handlungen, nach einer strengen Richtschnur, so eingerichtet hat, wie er sie auch in jenem Leben zu verantworten gedenkt, als derjenige, der, in der Meinung, es sey nach dem

Tode

Tode alles aus, gethan hat, was ihm beliebt, und in dieser Sorglosigkeit vieles begangen hat, das er nicht rechtfertigen und dessen Folgen in jenem Leben er nicht ändern kann? Und überlegen Sie, welcher unter beiden in dieser Welt ein besserer Bürger, und ein rechtschaffenerer, tugendhafterer Mensch seyn werde.

Der Major sah den Sebaldus mit starren Augen an, und schwieg still. Sebaldus auch. Endlich brach der Kranke aus:

Herr! daran habe ich noch in meinen Leben nicht gedacht. Ein Soldat hat auch nicht Zeit, so weit hinzudenken. Aber ich besinne mich itzt eben. Wenn auch ein künftiges Leben, und ein jüngster Tag ist, so glaube ich, ich werde dann ein Herz fassen, und weder vor Gott noch vor dem Teufel erschrecken. Laß ihn kommen den Teufel, wenn er mich anklagen will, er muß mich doch vor Gott anklagen, und der weiß, daß ich nie wissentlich etwas böses gethan habe. O! du mein allmächtiger Schöpfer! würde ich sagen, (er richtete sich ein wenig auf, und faltete seine Hände,) du weißt, daß ich nie den hülflosen Unglücklichen gedrückt, daß ich nie Wittwen und Waisen betrübt, daß ich nie wissentlich diese Hände zum Bösen gebraucht habe. Zwar — (hier schwieg er ein wenig

still

still, und schlug seine Augen nieder) ich hätte noch mehr Gutes thun können — Aber (hier hob er seine Augen abermals empor) allgütiges Wesen, ich werfe mich in deine Hände. Du hast mich zum Menschen machen wollen, also sollte ich wohl nicht ganz vollkommen seyn. Ich verlange auch nicht, wenn ein Himmel ist, im Himmel obenan zu stehen.

Hier sank er, von der Anstrengung entkräftet, sanft zurück, die Luft fehlte ihm, er erholte sich, und sprach noch mit stammlender Stimme zum Sebaldus, indem er ihm die Hand drückte:

„Ach! mein Freund, wenn Gott ein Regiment von „Seligen hat, so wäre es schon genug, wenn unser „einer nur ein Gemeiner werden könnte. — —

Er wollte noch etwas sagen; aber der Steckfluß nahm überhand, er fieng an zu röcheln, und nach einigen fruchtlosen Versuchen ihm zu helfen, verschied er einige Minuten darauf, und Sebaldus drückte ihm weinend die Augen zu.

Elfter Abschnitt.

Kaum war er entschlafen, als der Prediger, welchen Sebaldus unter den Linden auf der Bank getroffen hatte, schnell in das Zimmer trat. Er

hatte bey seiner Zuhausekunft, die durch Franzen an ihn gebrachte Botschaft erfahren. Er eilte, so sehr er konnte, an einen Ort, wo er sich, wie ein anderer Fresenius, durch die Bekehrung eines Freygeistes auf dem Tödtenbette zu signalisiren dachte; denn weil er sich um alles, was in seinem Kirchensprengel vorgieng, bekümmerte, so war ihm unverborgen geblieben, daß der Major besondere Meinungen hege, und weder ihn noch einen von seinen Kollegen zum Beichtvater gehabt habe.

Als er sahe, daß er zu spät kam, rief er aus:

Pr. O Gott! wie groß sind deine Gerichte! Auch diesen Sünder, dem du so lange Zeit zur Besserung gegeben, und der die Gnadenzeit müthwillig hat verstreichen lassen, hast du ins Gericht der Verstockung dahin gegeben! daran mag sich jeder spiegeln, und Buße thun, weil es noch Heute heißet!

Seb. Mein Herr! schmähen Sie diesen todten Leichnam nicht! Der selige Major war ein rechtschaffener Mann. Sein Innerstes wird Gott richten, vor dessen Richterstuhle er stehet.

Pr. Wie können Sie einen verstockten Sünder selig nennen? Wissen Sie wohl, daß dieser unglückliche Mensch kein ewiges Leben, keinen Himmel und

Hölle, keinen Gott und keinen Teufel geglaubt, und in seinen Sünden dahin gelebt hat?

Seb. Ich weiß es, daß er viel Trugschlüsse gemacht hat. Ich habe schon oft gewünscht, und dieser Fall erneuert bey mir den Wunsch, daß der Gebrauch einer gesunden Philosophie unter der ganzen Nation gemein würde, damit auch unstudirte Personen über transcendente Sätze, die sie nicht ganz entbehren können, richtige Begriffe hätten. Jeder Mensch — —

Pr. O! Sie mögen wohl selbst sehr irrige Begriffe haben; was gehört eine weltliche Philosophie hieher? Der Weg zum Heil ist in Gottes Wort vorgeschrieben, und in den Schriften bewährter Theologen, die es erklärt haben, die wollen Sie doch wohl nicht verwerfen? Wollen Sie?

Seb. Davon ist nicht die Rede. Meine Meinung ist nur: Wer sich bey der gewöhnlichen Auslegung und bey der gewöhnlichen Dogmatik beruhigen kann, der thue es; kann er aber nicht, und will er seine Zweifel verfolgen, so wage er sich nicht, ohne das Licht einer gesunden Philosophie, in die Irrgänge der Dogmatik und Exegese, er wird sich sonst immer mehr in seine Zweifel verwickeln. Indessen kann ich

ich nicht glauben, daß Gott jemand verdammen werde, weil er nicht richtig genug gedacht hat,*) und Menschen sollten es auch nicht thun.

Pr. O! der schönen Philosophie! O! der sündlichen Weichherzigkeit eines natürlichen Menschen! Wer Gottes Wort nicht für Gottes Wort hält, wer sich der Sakramente als von Gott gegebener Gnadenmittel nicht gebraucht, und so in seinen Sünden dahin stirbt, der ist verdammt.

Seb.

*) Diese Meinung des Sebaldus, die vielen Gottesgelehrten als nach Ketzerey schmeckend vorkommen möchte, hegte auch ein sehr verständiger und gottseliger Mann. Er sagt: ‚So ist es im Heidenthume den Epikuräern, ‚und im Judenthume den Sadducäern ergangen. Wobey mir ein öfters eingekommener Gedanke wieder einfällt: was doch die Ursache seyn müsse, daß unser Heiland, der bey allen Gelegenheiten die Pharisäer so hart ‚anlässet, weit gelinder mit den Sadducäern umgeht, die ‚doch, weil Sie die Auferstehung, und ein anderes Leben, wo das Gute belohnt, und das Böse bestraft wird, ‚das Daseyn der Geister, mithin auch gute und böse ‚Engel, leugneten, den Grund aller Religion umstießen? ‚Ich erinnere mich nicht irgendwo etwas gründliches ‚darüber gelesen zu haben. Sollte vielleicht daraus zu ‚schließen seyn, daß in Gottes Augen, die Heucheley, ‚der geistliche Hochmuth, und der verstockte Aberglauben, für grössere Fehler angesehen werden, als die bloßen Irrthümer des Verstandes, wenn sie auch noch ‚so wichtige Gegenstände betreffen?‚ S. v. Bünau Betrachtungen über die Religion. Leipzig 1769. in 8. 1tes Buch. S. 90.

Seb. Wenn Sie nähere Nachrichten von dem Zustande in jenem Leben haben, so muß ich es geschehen lassen. Ich wenigstens kann mich nicht überzeugen, daß ein Mensch, der, so viel er gekonnt, seinen Pflichten nachgelebt, und Gutes gethan hat, der uneigennützig, gerecht und wohlthätig gewesen, und sich bey seinem Ende in des barmherzigen Gottes Arme geworfen hat, — daß dieser von Gott ausdrücklich müsse verdammt werden. Ists anders, so weiß ichs wenigstens nicht.

Pr. Ja! Ich aber weiß es besser! Ich, als ein berufener und verordneter Diener Gottes, sage Ihnen, daß Gottes Wort ausdrücklich lehret: Wer nicht an den dreyeinigen Gott glaubt, der ist ewig verdammt, und ist keine Erlösung für ihn, weder in Zeit noch in Ewigkeit.

Sebaldus, dessen Blut durch das Wort ewige Verdammniß sehr leicht erhitzt ward, fuhr auf, und wollte im Zorne heftig antworten. Er faßte sich aber zum Glücke bald, und sagte bloß, indem er einen Schritt zur Thüre gieng:

„In der That, bloß der, welcher glaubt, er sey „ein unmittelbarer Gesandter Gottes, darf sich unterstehen, das Schicksal eines Menschen so positiv „zu bestimmen. Verantworten Sie dieß bey dem,

„der

„der Sie gesandt hat zu verdammen.„ Und so gieng er zur Thür hinaus.

Der Prediger, weil er niemand anders hatte, wendete sich an Franzen. Er bewies ihm, daß der Major ewig verdammt seyn müsse. Franz weinte, schlug sich an die Brust, und rief aus:

„Ach! er war doch so sehr böse nicht, daß nicht für „seine arme Seele Hülfe seyn sollte. Ich wollte „gern selbst für ihn hundert Rosenkränze beten, wenn „ich seine Seele aus dem Fegefeuer retten könnte. „Doch was kann ich armer einfältiger Mensch! Nein! „ich kenne einen frommen Prior in Böhmen, dessen „Kloster der Major vom Anzünden und Plündern „gerettet hat, der wird ihm gern von den guten Wer„ken des Klosters etwas zukommen lassen, den will „ich bitten, daß er für ihn Seelmessen lese.„

Der Prediger entdeckte nun mit Erstaunen, daß Franz katholisch war. In dem Eifer seiner Bekehrungssucht fieng er an, ihm den Gräuel des papistischen Sauerteiges recht lebhaft vorzumalen, und drohte ihm, daß er, wenn er sich nicht zur reinen seligmachenden Lehre wendete, eben wie sein Herr, ewig verdammt werden würde.

Franz, der solche Worte nie bey dem Major gehört hatte, sah den Prediger starr an, und segnete

sich über solche Lästerungen; und da der Prediger fortfuhr, den Pabst den Antichrist zu nennen, schalt er ihn eine ketzerische Bestie, und lief zur Thür hinaus.

Der Prediger blieb also bey dem Leichnam allein, und da derselbe auf seine Verdammungen weiter nichts antworten konnte, so gieng er auch hinaus. Als er über den Hausflur gieng, machte Franz zwey große Kreuze vor sich, und spie ihm nach.

Zwölfter Abschnitt.

Herr F. und Sebaldus lebten nun den Winter über sehr eingezogen. Ihre Unterhaltung, die durch die Gesellschaft des Majors sonst mannichfaltiger gewesen war, ward nun viel einförmiger. Sie bestand mehrentheils aus gelehrten Unterredungen, welche aber sehr bald das gewöhnliche Schicksal gelehrter Unterredungen unter vier Augen hatten, die weniger gemeinnützig und lehrreich werden, wenn jeder dem andern sein eigenes Steckenpferd vorreiten will. Herr F. hatte sich auf den Sensus kommunis ein Lehrgebäude der Sittenlehre und der natürlichen Thelogie gebauet, welches dem Sebaldus gar nicht einleuchten wollte, als welcher seine Ethik, als

ein ächter Crusianer, auf die Thelematologie gründete. Sebaldus hingegen wollte seiner seits seinem Freunde auch seine neuen Entdeckungen über die Apokalypse mittheilen, welche aber gar kein Gehör fanden, sondern vielmehr gerade zu ausgelacht wurden, weil Herr F. schon längst bey sich ausgemacht hatte, daß in der ganzen Apokalypse kein Sensus Kommunis zu finden sey. Sebaldus fieng zu seiner eignen Vertheidigung an, das Grundgesetz des Sensus kommunis zu untergraben. Er zeigte mit philosophischen Gründen, welch ein schwankender Begriff dieß sey, und bewies, daß eine Appellation an den Sensus kommunis, als an ein untrügliches Gericht über den Werth spekulativer Wahrheiten, nicht viel mehr, als eine Appellation an ein inneres Gefühl bedeute, und da dieses von Menschen zu Menschen verschieden seyn müßte, so wäre nicht zu erwarten, daß dadurch irgend etwas könnte mit Erfolge behauptet oder wiederlegt werden. Vergebens. Herr F. hatte sein System lieb, Sebaldus wollte sich seine Weißagungen auch nicht nehmen lassen, sie wurden also heftig, machten nichts aus, und endlich, ob sie gleich nicht aufhörten sich hochzuschätzen, ward doch ihr Umgang laulicher, und einer fand nicht mehr so viel Vergnügen in der Gesellschaft des andern.

So standen die Sachen unter ihnen am Ende des Winters, als Herr F. von seinem Freunde, dem Officier, dem er so viel zu danken hatte, einen Brief bekam. Dieser edle Mann, nachdem er in allen Feldzügen des letzten Krieges für das Vaterland gefochten, und ehrenvolle Wunden erworben hatte, begab sich auf seine Güter, um, in Gesellschaft einer würdigen Gattinn, in häuslicher Zufriedenheit den Rest seines Lebens zuzubringen. Aber er wollte auch, daß nicht er allein, sondern auch andere glücklich seyn sollten. Er betrachtete sich als den allgemeinen Vater seiner Unterthanen, und in dieser Absicht sorgte er für die Erziehung ihrer Kinder. Er wollte zum Schulmeister einen verständigen menschenfreundlichen Mann haben, der nicht etwan nur die Kinder bloß die Fragen und Antworten einer unverständlichen zwecklosen Heilsordnung könnte auswendig lernen lassen, sondern, der ihnen Pflichten deutlich machen sollte, die sie gegen Gott und Menschen zu beobachten hätten, der sie vor Vorurtheilen bewahren sollte, die sich beym Bauer sonst Jahrhunderte lang fortpflanzen, der ihnen richtige Begriffe vom Landbaue, den sie zu treiben bestimmt waren, beybringen, kurz, der sie zu vernünftigen Menschen und zu guten Bauern, erziehen sollte. Einen solchen Mann wollte

der Menschenfreund aus seinen eignen Mitteln besolden, *) und er bat seinen Freund F. ihm einen solchen Mann zu verschaffen.

Herr F. schlug dem Sebaldus diese Stelle vor, der sie auch vielleicht würde angenommen haben, wenn er nicht überlegt hätte, daß sein Wohlthäter, der Armenschulmeister, sie so gut, als er, verwalten könnte, und daß demselben, nach der unverschuldet erlittenen Beschimpfung seiner Familie, die Entfernung von seinen bisherigen Bekannten zur Beruhigung gereichen würde. Er empfohl also denselben, und er ward angenommen.

Indessen verließ Sebaldus dennoch Berlin gegen den Frühling. Er hatte seit geraumer Zeit keine Nachricht von seiner Tochter, welches ganz natürlich zugieng, denn die Frau von Hohenauf hatte für gut gefunden, den Brief, welchen Mariane, vor ihrer Abreise zur Gräfinn ***, unter Einschluß des Hieronymus, an ihren Vater geschrieben hatte, zu ver-

*) Wenn die Chronologie, welche in unserer wahren Geschichte das Hauptwerk ist, nur auf irgend eine Art, sollte es auch nur durch eine Hypothese seyn, sich vereinigen ließe, so würde im übrigen diese ganze Beschreibung vollkommen auf den verehrungswürdigen menschenfreundlichen Verfasser des Versuchs eines Schulbuchs für Landleute (Berlin 1771.8.) passen, welcher alles das oben erzählte, und noch mehr gethan hat.

verbrennen, weil ihr daran gelegen war, daß niemand Marianens Aufenthalt wissen sollte. Als sich Hieronymus, auf Sebaldus wiederholtes Bitten, bey der Fr. v. H. nach Marianen erkundigte, war derselben kaltsinnige Antwort: „die Mamsell habe „sich heimlich fortgemacht, und sie wisse nicht wohin.„ Dieß meldete Hieronymus dem Sebaldus, der, durch diese Nachricht sehr beunruhigt, beschloß, im Frühlinge eine Reise zum Hieronymus zu thun, um, wo möglich, von seiner Tochter nähere Nachricht zu erhalten.

Ob es auf diesen Entschluß nicht einigen Einfluß mag gehabt haben, daß weder Herr F. noch sonst jemand in Berlin, von seiner Auslegung der Apokalypse etwas hören wollte, und daß er, so vortheilhaft auch die Schilderung war, die Herr F. von dem Officier machte, doch Ursach finden mochte, zu glauben, derselbe werde noch weniger apokalyptisch gesinnet seyn, wollen wir den Schreibern moralischer Systeme zu untersuchen überlassen, welche auf ein Haarbreit anzugeben wissen, aus welchen Grundsätzen die menschlichen Handlungen entspringen und nicht entspringen.

Genug, Sebaldus, der, bey seiner fleißigen Arbeit und sparsamen Lebensart, eine für ihn beträcht-

liche

liche Summe zurückgelegt hatte, nahm im Maymonathe von Herrn F. Abschied, setzte sich auf die Post, und befand sich, in wenigen Tagen, bey seinem lieben Hieronymus, und bey seinem ihm eben so lieben Kommentar über die Apokalypse.

Dreyzehnter Abschnitt.

Sebaldus konnte, wider sein Vermuthen, beym Hieronymus keine nähere Nachricht von seiner Tochter erhalten, und dieser wiederrieth ihm auch, deshalb zur Frau von Hohenauf zu reisen, weil er schon voraus wußte, daß alle Nachforschung vergeblich seyn würde. Sebaldus tröstete sich indessen damit, daß er Gelegenheit hatte, seinen Kommentar über die Apokalypse aufs neue zu übersehen und zu vermehren. Nachdem er damit über einen Monath zugebracht hatte, fieng er an, der müßigen Lebensart überdrüßig zu werden, und wünschte wieder eine ordentliche Beschäfftigung zu haben. In der fürstlichen Residenzstadt hatte er kein Amt zu hoffen. Zu Herrn F. zurückzukehren trug er kein Belieben, und andere Aussichten konnte er auch in Berlin eben nicht haben. Es fügte sich aber, daß ein gewisser Edelmann, der vormals am fürstlichen Hofe Kammer-

junker *) gewesen, und nachher im Holsteinischen ansehnliche Güter erheurathet hatte, vom Hieronymus einen Aufseher seiner Bibliothek und seines Antiquitätenkabinets verlangte. Sebaldus ließ sich leicht bereden, diese Stelle anzunehmen. Hieronymus gab ihm einen Empfehlungsbrief an den Kammerjunker mit, und weil er eben im Magdeburgischen für verkauftes Getreide Rechnungen abzuthun hatte, so setzte er sich mit dem Sebaldus auf die Post, um denselben, so weit es sein Weg mit sich brächte, zu begleiten.

Nachdem sie einige Meilen gereiset waren, gesellte sich zu ihnen ein Mann zu Pferde, der einem Verwalter ähnlich war, und den Hieronymus als einen Bekannten begrüßte, und in der folgenden Station bestieg den Postwagen, nebst andern unbedeutenden Reisenden, ein Mann ernsthaftes Ansehens, der ihnen, nach der ersten Begrüßung, selbst sagte, daß sein Hauptstudium die Arabische Sprache sey. Er galt in der That, wie man nachher unter der Hand erfahren hat, allenthalben für einen grundgelehrten Mann, der Hebräisch, Arabisch, Persisch, Syrisch, Samaritanisch, Phöniciscb und Koptisch aus dem Grunde verstehe. Er hatte nicht allein, gleich andern

*) S. Wilhelmine, S. 99.

dern Kennern der höhern Exegese, das Hebräische durch das Arabische zu erklären gesucht, sondern er war auf eine Höhe gestiegen, die noch kein anderer Exeget erreicht hatte, nehmlich, er hatte einen Versuch gemacht, das Arabische durch das Hebräische in ein helleres Licht zu setzen. Er war in Leipzig gewesen, und freylich soll seine gerühmte Arabische Kenntniß bey Reisken nicht großen Beyfall gefunden haben, welcher glaubte, daß sie sich nicht weit über den Golius erstreckte. Unser Mann hielt dieß aber, wie billig, für Neid, und wandte sich nach Wittenberg. Er hatte eine Sammlung von ihm in der Bibel, vermittelst des Arabischen, neuentdeckter Beweissprüche bey sich, wodurch die vornehmsten Artikel der Dogmatik aufs neue befestigt werden sollten. Er glaubte dadurch in dieser orthodoxen Stadt gewiß eine ansehnliche Belohnung oder Beförderung zu erhalten. Er erstaunte aber nicht wenig, da alle dortigen Doktoren der Gottesgelahrtheit seine neuen Beweissprüche für ganz überflüßig hielten, weil sie meinten, die Dogmatik sey durch die Augspurgische Konfession und durch das Konkordienbuch befestigt genug. Zum Glück, konnte ihm seine Arabische Gelehrsamkeit so gut dienen, als weiland dem Ritter Hudibras seine Logik:

who could refute
Change sides, and still dispute.

Er zog also, mit Hülfe der Arabischen Sprache, eine große Menge Erklärungen aus der Schrift, wodurch die vornehmsten Artikel der Dogmatik zweifelhaft gemacht wurden, und jetzt eben war er im Begriff, mit diesem Schatze von neuen Entdeckungen ins Brandenburgische zu reisen, wo sie, wie er gewiß glaubte, Waare für den Platz seyn müßten.

Dieser Mann wendete sich so gleich an den Sebaldus als an einen Gelehrten, und suchte ihm einen hohen Begriff von seinen Entdeckungen beyzubringen. Er bewies ihm weitläuftig, daß die Hebräische Sprache gänzlich ausgestorben sey, und daß, ohne die Arabischen Wurzeln, an keine Palingenesie derselben zu gedenken sey. Er legte ihm daher verschiedene ganz nagelneue Erklärungen vor, z. B. daß 1. B. Mos. XLIX, v. 10. wo man, einige Jahrhunderte lang, den Messias zu finden geglaubt habe, von einer Ueberschwemmung die Rede sey, daß B. der Richter VII, v. 13, wo Luther von gerösteten Gerstenbrodten redet, von einem aus der Scheide gezogenen Schwerte verstanden werden müsse, und dergleichen schöne Sächelchen mehr. Sebaldus, der kein Freund vom

Exegesiren, am allerwenigsten von einer so ausschweifenden Exegese war, schwieg ganz stille, bis ihn der Fremde zu wiederholtenmalen fragte, was ihm von dieser neuen Erklärungsart dünke, und ob sie nicht völlig neu, und sehr sinnreich sey.

Sebaldus sagte ganz kalt: Neu und sinnreich mag sie seyn, aber ich sehe auch wohl, daß man mit solcher Erklärungsart leicht schwarz in weiß verwandeln, und einen Autor sagen lassen kann, was man will.

Der Fremde, der laute Bewunderung erwartet hatte, fieng nochmals an, mit sehr beredten Gründen darzuthun, daß die Bedeutungen der Hebräischen Wörter verloren gegangen wären, und daß man in den Wurzeln der verwandten Sprachen, besonders der Arabischen, diese Bedeutungen wieder auffinden müsse.

Sebaldus versetzte: Es scheint mir ganz unmöglich, wenn die Bedeutungen der Deutschen Sprache ganz verloren gegangen wären, sie, nach ein Paar tausend Jahren, in den Wurzeln der Dänischen, Schwedischen und Engelländischen wieder zu finden. Die Wurzelwörter verändern in der Zusammensetzung ihre Bedeutung auf mancherley Art. Wer die Deutsche Sprache nur in den Wurzeln kennte, und z. B. im Dänischen die Wurzelwörter Tisch, Topf

und Nacht gefunden hätte, und nun daraus schließen wollte, daß Nachttisch und Nachttopf Sachen von einerley Art seyn und nur in der Nacht gebraucht werden müßten, dem würde es gerade so gehen, wie unsern heutigen Arabischen Philologen. Ich habe kürzlich eine Schrift des berühmten Reiske *) gelesen, der die Unmöglichkeit zeigt, die Arabische Sprache, itzt schon, auf die Hebräische anzuwenden. Er versichert: „Daß noch nicht der tausendste „Theil der nützlichen Arabischen Manuskripte bekannt „ist und gebraucht werden kann; daß die meisten „Theologen, die das Hebräische aus dem Arabischen meistern wollen, aus des Golius Lexikon nur eine sehr „dürftige Kenntniß erschnappt haben, oder aufs höchste ein Paar Suren aus dem Alkoran lesen können; „daß wir selbst vom Alkoran nicht einmal so viel „wissen, um zu entscheiden, ob der vom Maraccius „oder von Hinkelmannen eingeführte Text, nach der

„Les-

*) Dieses sehr gelehrten und sehr aufrichtigen Mannes Gedanken, wie man der Arabischen Litteratur aufhelfen könne und solle, stehen in den von ihm verfertigten Zusätzen zu der königl. Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, die den elften Theil der Deutschen Uebersetzung (Leipzig 1751. gr. 8.) ausmachen. Diese kleine Schrift verdiente bekannter zu seyn, und von vielen gelesen zu werden, zumal zu itziger Zeit, da wieder allenthalben stark aus der Arabischen Gaukeltasche gespielt wird.

,Lesart der Schule zu al Kufah oder al Basrah sey, ,welches, wie er sagt, ein so großer Unterschied ist, ,als zwischen Lutheranern oder Katholiken. Er sagt ,ausdrücklich, daß man noch einhundert Jahre hin- ,durch gute Arabische Bücher drucken, und sich bis ,dahin die Lust darüber zu philosophiren ganz ,vergehen lassen sollte. Er vergleicht, sehr tref- ,fend, die Theologen, die itzt schon das Hebräische ,aus dem Arabischen erläutern wollen, mit den al- ,ten Philosophen, welche die Wirkungen der Dinge ,in der Natur a priori demonstriren wollten, ehe sie ,noch die Natur durchstudiret hatten, und dadurch ,die lächerlichsten Grillen in die Physik brachten., Habe ich Unrecht, fuhr Sebaldus fort, wenn ich Reisken, dem größten Kenner der Arabischen Sprache, hierinn glaube?

Ey! rief der Fremde ziemlich entrüstet, Reiske kann hievon nicht urtheilen; der Mann versteht zwar etwas Arabisch, aber von dem Hebräischen und andern orientalischen Sprachen, weiß er so viel als nichts. Und Sie, mein guter Herr, der Sie von allen diesen gelehrten Sachen ganz und gar nichts verstehen, Sie sollten davon auch ganz und gar nicht urtheilen, sondern Ehrfurcht für die Bemühungen

gelehrter Männer haben, die durch ihre Arabische Philologie in der Bibel ein neues Licht anzünden.

Eben deswegen bekümmere ich mich, nebst andern Ungelehrten darum, sagte Sebaldus, weil es über unsere Haut hergeht. Von der einen Seite wird uns zugerufen, daß wir ohne den geschriebenen Willen Gottes nicht selig werden können, und von der andern Seite kommen gelehrte Leute, erklären uns, mit Hülfe von einigen Wurzeln, und Konjekturen, hinein und hinaus, was ihnen beliebt. Und das sollen wir mit Ehrfurcht glauben, weil wir nicht den Golius gelesen haben, oder nicht den Arabischen Alkoran exponiren können? Nein! die Seligkeit des menschlichen Geschlechts kann unmöglich auf solchen Wortklaubereyen beruhen! Hat man einen seltsamern Zirkel gesehen, als den, in welchem man uns herumführen will? Der Willen Gottes im alten Testamente ist Hebräisch geschrieben. Zu den Zeiten der Apostel und der ersten Christen wußte man nichts davon, daß die Bedeutung der Hebräischen Wörter verloren gegangen wäre. In den folgenden Jahrhunderten auch nicht, aber wohl vergaß man den Hebräischen Text bey nahe ganz und gar, und hielt sich an die Vulgata. Als man die Hebräische Sprache wieder hervorsuchen wollte, mußte sie Reuchlin

von

„von den Juden lernen, ohne zu wissen, daß diese „ihr Hebräisch selbst nicht verständen, welches sie „sich auch nicht träumen ließen. Auf diese Kenntniß der Hebräischen Sprache, wurden sowohl Luthers Deutsche Uebersetzung, als auch alle unsere symbolischen Bücher gebaut; wir stritten, beynahe zwey „Jahrhunderte lang, mit bitterm Eifer, über Lehrsätze, die sich darauf gründeten, und endlich, nach „zweyhundert Jahren, erfahren wir, daß die Bedeutung der meisten Wörter der Hebräischen Sprache verloren gegangen ist, und daß wir sie im Arabischen aufsuchen müssen. Nun haben wir wieder „zweyhundert Jahre zu streiten. Alsdann kömmt „vielleicht jemand, der uns berichtet, daß sich die Bedeutung der Arabischen Wörter auch verändert hätten, *) so wie es in allen Sprachen in der Welt gegangen

*) Wenn der Fremde wieder zum Worte gekommen wäre, hätte er vermuthlich standhaft behauptet, daß keine einzige Bedeutung eines einzigen Arabischen Werks jemals sich verändert hätte. Dieß versichert wenigstens Magister Schelling, welcher, sitzend in seiner Studierstube im herzoglichen Stifte zu Tübingen, unwidersprechlich überzeugt ist, daß die Arabische Sprache „noch jetzt eben dieselbe ist, die „sie bald nach der Zeit ihrer Entstehung war,„ und ein feines Kapitel, „von der wunderbaren Erhaltung der Arabischen Sprache in ihrer ersten Reinigkeit, von den allerältesten Zeiten, bis auf den heutigen Tag„ zu erzählen, weiß, wie aus seiner Abhandlung von der Arabischen Sprache

„gangen ist, und daß wir diese Bedeutung wieder „in der Persischen Sprache,*) oder wer weiß wo, auf„suchen müssen.„

Hier ward Sebaldus durch ein heftiges Geschrey unterbrochen, welches sich auf der Landstraße einige hundert Schritte vom Postwagen erhob. Was dieses für ein Geschrey gewesen, wollen wir künftig berichten, und indessen zur Geschichte Marianens und Säuglings zurückkehren.

Sprache (Stuttgard 1771. 8.) besonders S. 16 bis 21 des mehrern zu ersehen. Freylich, der Reisende Niebuhr, welcher in Arabien gewesen ist, berichtet, daß die itzige Arabische Sprache von der alten Sprache, wie Italiänisch vom Lateinischen unterschieden ist, daß die itzigen Arabischen Gelehrten die Sprache des Alkorans, und anderer Schriften, in ihren Schulen, als eine todte Sprache lernen müssen; daß die itzige Arabische Sprache, so wie alle Sprachen des Erdbodens, in viele Dialekte vertheilt ist, u. d. g. Aber was thut das zur Sache: Niebuhr ist ja ein ungelehrter Ingenieur, und kein gelehrter Philologe!

*) Der gelehrte Engländer Jones hat in der Vorrede zu seiner Persischen Grammatik, schon einen Wink gegeben, den ein Deutscher Professor der Philologie, der vor seinen Zuhörern mit neuen Entdeckungen glänzen will, bald wird mißbrauchen können.

Ende des vierten Buchs.

Fünf-

Fünftes Buch.

Erster Abschnitt.

Mariane ward bey ihrer Ankunft auf dem Gute, wo sich die Gräfinn von *** aufhielt, von derselben mit offnen Armen empfangen. Die Gräfinn, welche, in der schönen Jahreszeit, häufige Besuche hatte, ward mehrentheils, sobald die rauhe Herbstwitterung eintrat, einsam gelassen. Alle ihre Nachbarn, denen der heitere Sonnenschein und die grünenden Bäume kaum den Aufenthalt auf dem Lande hatten erträglich machen können, eilten nach der Residenzstadt, um zu Vergnügungen zurückzukehren, die ihnen angemeßner waren: zu Cour-Tagen, wo man sich tief neiget, um seinen Stolz zu zeigen; zu Bällen, wo jeder sich bis über die Zähne vermummt, ob gleich keiner mit

Maske spricht oder tanzt, die er nicht kennet; zu großen Mittagsmahlen, wozu man alles, was vornehm und angesehen ist, bittet, um vier Stunden lange Weile zu haben, und zu feinen Abendmahlzeiten, zu welchen man sich, mit leichtsinnigen und sittenlosen Leuten einschließt, um sich ein paar Stunden lang einzubilden, man sey vergnügt gewesen. Die Gräfinn, die seit langen Jahren alle diese herrlichen Vergnügungen geschmeckt hatte, und davon sehr bald war gesättigt worden, trug kein Verlangen im Winter ihre Güter zu verlassen. Sie hatte gelernt, sich selbst genug zu seyn. Die Besorgung ihrer Angelegenheiten, kleine weibliche Arbeiten, und die Lektur, konnten sehr wohl den größten Theil ihrer Zeit beschäfftigen. Nur fehlte ihr noch eine Gesellschafterinn ihres Geschlechts, von unbescholtenen Sitten, und der es nicht an Verstande und Geiste fehle, die bey Spaziergängen, (die sie auch in schönen Wintertagen nicht versäumte,) und bey ihren wohlthätigen Besuchen ihrer Unterthanen, ihre Gefährtinn sey, in deren Gesellschaft sich der Geist, der in der Einsamkeit erschlafft, zu angenehmer Unterhaltung wieder anspannen könne. Eine solche Gesellschafterinn fand sie an Marianen, die ihr daher alle Tage werther ward.

Mariane auf ihrer Seite, lebte sehr glücklich. Die Gräfinn von *** verbannte aus ihrer Gesellschaft alle Art von Dienst; sie wollte eine Freundinn haben. So verflossen die Wintermonathe unter gemeinschaftlichen Arbeiten, Lektur und Unterhaltung. Es ist leicht zu erachten, daß Marianen der Umgang mit einer Dame, die so viel Verstand mit so viel Erfahrung und Weltkenntniß verknüpfte, ungemein lehrreich gewesen seyn müsse. Die von der Gräfinn sehr wohl gewählte Lektur trug das ihrige dazu bey; und obgleich Mariane dadurch belesener ward, so wußte sie die Gräfinn doch, durch feinen Scherz, von der kleinen Thorheit ihre Belesenheit in Gesellschaft zu zeigen, in kurzem ganz zu heilen.

Die einzige Störung der Reihe von sanften Vergnügungen, in denen Mariane lebte, war das Andenken an Säuglingen, und vielleicht war eine solche Störung einem jungen und lebhaften Frauenzimmer behaglich, weil sie die Einförmigkeit ihrer Empfindungen mannichfältiger machte. Sie dachte sehr oft an den schnellen Abschied; sie war zuweilen ungehalten, daß er ihr keine Nachricht von sich gebe; dann überlegte sie wieder, daß er ihren Aufenthalt nicht wissen würde; und indem sie ganz leise den Gedanken dachte, daß sie an ihn schreiben

 könnte,

könnte, erröthete sie, als vor einem ihr unanständigen Schritte. Sie klagte wieder über die Unmöglichkeit von ihm Nachricht zu erhalten; dann fiel ihr das Versprechen ein, das sie der Frau von Hohenauf gethan hatte, alle Verbindung mit Säuglingen aufzuheben: und dann entschloß sie sich, ihn völlig zu vergessen. Indem sie aber diesen Entschluß recht zu befestigen suchte, ward sein Bild unvermerkt in ihrer Einbildungskraft lebhafter, und sie vernichtete ihren Vorsatz, selbst indem sie ihn ausführen wollte.

Säugling, auf seiner Universität, zerbrach sich nicht weniger den Kopf über Marianens Zustand. Er hatte vermittelst des Kammermädchens nichts weiter erfahren können, als daß Mariane in der Nacht in einem Wagen wäre weggebracht worden. Er spannte seine ganze Einbildungskraft an, um zu muthmaßen, wohin sie gerathen sey; aber vergeblich. Er mußte sich begnügen, an ihr geliebtes Schattenbild die zärtlichsten Seufzer abzusenden. So vergieng der Winter damit, daß er an Marianen dachte, ihren Namen, in Ermanglung eines Baums, in sein Schreibepult schnitt, wenn er sie besingen wollte, und über beides von Rambolden geschraubt ward.

Im

Im Frühlinge, nachdem er auf dieser zweyten Universität ein Jahr gewesen war, berief ihn sein Vater, der sich nach geendigtem Kriege in Westphalen ein Landgut gekauft hatte, nach Hause. Er reisete also mit Rambolden ab, und nahm seinen Weg über den Landsitz seiner Tante, die sich stellte, als ob sie den Vorfall mit Marianen ganz vergessen hätte, und ihn mit sehr vieler Freundlichkeit aufnahm. Er trauete sich demungeachtet nicht, sich nach Marianen zu erkundigen. Sie selbst aber nahm Anlaß ihm einst, bey Gelegenheit, mit lächelndem Munde eine Neuigkeit zu sagen, die ihm wie ein Blitz in seine arme Seele fuhr: „daß die Mariane, die einst ein „flüchtiger Gegenstand seiner Neigung gewesen, in „Franken bey einem Edelmanne, Französische Mam„sell worden, und kürzlich den Informator, dem der „gnädige Herr eine erledigte Pfarre gegeben hätte, „geheurathet habe.„

Sie erdichtete diese Nachricht nicht ohne besondere Absichten. Zu Folge ihrer beständigen Leidenschaft, ihre Familie zu erheben, wünschte sie, daß ihr Neffe eine Adliche heurathen möchte. Ihre Augen waren dabey auf das Fräulein von Ehrenkolb gerichtet, ein Fräulein von altem Adel, aber nicht von großem Vermögen, welche mit ihrer Mutter, einer Wittwe,

 auf

auf einem kleinen Gute in der Nachbarschaft wohnte. Die Frau von Hohenauf glaubte, die Frau von Ehrenkolb werde durch den großen Reichthum, welchen der junge Säugling, der ein einziger Sohn war, zu erwarten hatte, leicht bewogen werden, in diese Heurath zu willigen; der alte Säugling, der schon ein Rittergut gekauft hatte, werde sich adeln lassen, er werde seinem Sohne eine ansehnliche Bedienung kaufen; und nun wiegte sie sich schon im voraus mit dem angenehmen Traume, daß durch ihn ihre Familie, in ein Paar Generationen, zu den angesehensten des Landes werde gezählet werden.

Die Frau von Hohenauf hatte ihrem Neffen von diesen ihren politischen Absichten noch nichts gesagt, und er konnte sich, aus eignem Triebe, so hohe Gedanken nicht in den Kopf kommen lassen. Er war nur bloß mit seinen Gedichten, und mit seiner Liebe zu Marianen beschäfftigt. Er hatte, seitdem er von ihr so plötzlich war geschieden worden, fleißig, an Sie gerichtete Lieder gemacht, und in der Deutschen Gesellschaft des Orts vorgelesen. Diese Sammlung von Gedichten hatte er kurz vor seiner Abreise unter die Presse gegeben. Er war, wie jeder junge Autor, über dem Gedanken, daß seine Gedichte gedruckt würden, vor Freuden außer sich. Er unterhielt sich

überdieß mit den angenehmsten Träumen, welche zärtliche Scenen erfolgen würden, wenn er einmal von Marianen Nachricht erhalten, und ihr diese Folge von Gedichten überreichen sollte. Man urtheile also, wie groß sein Schmerz war, da er hörte, wie leichtsinnig Mariane seine Liebe sollte vergessen haben, und mit einemmal befand, daß alle diese zärtlichen Liebesseufzer ihre Wirkung verfehlen würden. Zwar gehörte er nicht zu den starken selbstständigen Seelen, welche, wenn ihnen ihre Geliebte vor dem Munde weggeheurathet wird, sich nothwendig erhängen, oder in einen Fluß stürzen müssen; dennoch aber irrte er öfters trostlos in dem nahegelegenen Walde, achtete weder Wind noch Regen, sondern klagte dem Echo und den murmelnden Bächen seine Noth. Er sang manche Lieder voll verliebter Verzweiflung, und endlich eins, worinn er der Liebe ganz und gar entsagte. Dieß letztere erhielt seinen völligen Beyfall; denn es schien ihm, es habe etwas feyerliches, welches seinen vorigen Liedern fehlte; und er fieng an seinen verliebten Schmerz, durch das Wohlgefallen an den Geisteswerken die er verursacht hatte, in etwas zu lindern.

Zweyter Abschnitt.

Die Frau von Ehrenkolb, nebst ihrer Fräulein Tochter, begaben sich, auf geschehene Einladung, nach dem Gute der Frau von Hohenauf. Die Fräulein hatte in der Blüthe ihrer Jahre, (denn sie war noch nicht völlig achtzehn Jahre alt) eine sehr glückliche Erziehung genossen, unter der Aufsicht einer Französinn, die in Frankreich eine Trödelkrämerinn gewesen, in Deutschland aber, mit dem Reste ihrer Bude ausgeschmückt, sich zur Comtesse erhob, und, nachdem sie verschiedene Deutsche Höfe besucht, und auf maskirten Bällen und auf Lustschlössern, mit Herzogen und Reichsfürsten, gegessen und gespielt hatte, sich endlich, des Hoflebens satt, aus angeborner Gutherzigkeit, bereden ließ, ein Deutsches Landfräulein zur Dame umzuschaffen, und es auf den guten Ton zu stimmen, den sie selbst in Paris, obgleich freilich nur aus der dritten oder vierten Hand, gelernt hatte. Das Fräulein machte einem so trefflichen Unterrichte wirklich Ehre, indem sie alles, was ihr die Französinn anpries, noch zu übertreiben suchte. Sie konnte, mit geläufiger Zunge, jedermann Rede angewinnen, alles verachten, sich zu allem drängen, sich nichts übel nehmen, dreyerley auf einmal spre-

sprechen und thun, um in Gesellschaft die Aufmerksamkeit auf sich zuziehen; widersprechen, um eigensinniger Laune Lauf zu laßen, die oft für lebhaften Geist genommen wird; nachgeben, um mit Zierlichkeit schmollen zu können; in Einem Nachmittage an sechs Orten, und allenthalben abwesend seyn; in der ganzen Gesellschaft am lautsten reden, und am wenigsten sagen; sich putzen, schminken, spielen, tanzen, liebäugeln, Liebeshändel anspinnen und Sentimens plaudern, alles zugleich und ohne daran zu denken. Kurz sie besaß den bon ton vollkommen, und hatte sich, um ihn an Mann zu bringen, den vergangenen Winter, an einem benachbarten fürstlichen Hofe, zum erstenmal als eine ausgemachte Petitemaitresse gezeigt. Sie war mit ihrem Anfange selbst nicht übel zu frieden; denn sie hatte mehr Aufsehen gemacht, als irgend ein anderes Fräulein, einige ihrer Moden waren nachgeahmt worden, die Schönheiten des vorigen Winters, kamen gegen sie nicht mehr in Betrachtung, die Anbeter drängten sich um sie, Geschenke, Nachtmusiken, Bälle, von denen sie die Königinn war, folgten sich unaufhörlich, und sie besaß wirklich ein sehr großes Paket Liebesbriefe, von den bestfrisirten Köpfen des Hofes.

Die Frau von Ehrenkolb gehörte zu den guten Müttern, die sich selbst in ihren Töchtern genießen. Daß ihre Tochter Aufsehen machte, und gerühmt wurde, gefiel dem guten mütterlichen Herzen, und wenn sich ihre Erfahrung auch wider manche Frivolität setzte, so war doch die kleinste Liebkosung der Tochter hinlänglich, die schwache Mutter nachgebend zu machen, ja ein ruhiger Nachmittag war genug, ihr einzubilden, daß ihre Tochter gesetzt und weise wäre.

So ungelegen es dem Fräulein gewesen war, daß sie der verdrießliche Frühling aus der fürstlichen Residenz auf das Land trieb, so angenehm war ihr die Einladung der Frau von Hohenauf. Sie hatte bey derselben schon oft große glänzende Gesellschaften gesehen, und hoffte also daselbst ebenfalls wieder viel schöne Welt, und unter derselben viele Anbeter zu finden. Sie probirte schon in Gedanken die Rollen, die sie spielen wollte, und träumte schon viel von zahlreichen Partien, vom Neide anderer Damen, und von einer muntern Jugend, die sie mit Einem Blicke an ihrem Siegeswagen hinter sich zog. Wie sehr erschrocken war sie daher, als sie niemand antraf; denn den schüchternen Säugling, der eine so rauschende Petitemaitresse, als ein niegesehenes Wunderthier

derthier anstaunte, und Einen Reverenz über den andern machte, rechnete sie wirklich für nichts. Sie sahe sich also einige Tage lang in der traurigen Nothwendigkeit, drey Stunden nach Sonnenaufgang aufzustehn, sich zu putzen, ohne gesehen zu werden, den lieben langen Tag in frischer Luft und in grünen Auen herumzugehn, und des Abends sich zu einer einsamen Whistpartie zu setzen, bey der sie keine andere Beschäfftigung hatte, als aufs Spiel Acht zu geben.

Da indessen die Frau von Hohenauf ihren Neffen, so viel möglich, in dem bestem Lichte darzustellen suchte, und er selbst, dem es zur andern Natur geworden war, gegen jedes Frauenzimmer galant zu seyn, es an Achtsamkeiten gegen das Fräulein nicht ermangeln ließ, so faßte sie ihn endlich in die Augen, und wollte, da sie an seiner Kleidung einen ziemlichen Geschmack bemerkte, aus langer Weile versuchen, ob aus ihm etwas zu machen wäre. Dieß gelang ihr, über Vermuthen; denn kaum hatte sie den ersten Bogen von Säuglings gedruckten Gedichten, die er ihr vorlas, gelobt, so zeigte er sich als ein ganz anderer Mensch. Seine weibische Schüchternheit, die der ungestüme Rambold durch Schrauberey wegzuspotten vergebens versucht hatte, verschwand, sobald

er einer petillirenden Petitemaitresse gefiel, und wieder gefallen wollte. Er fieng an, zu schwatzen, zu wiedersprechen, sich dreymal in einer Minute herumzudrehen, zu antworten, ehe die Frage vorbey war, und zu fragen, ohne Antwort zu verlangen, jedermann dreist in die Augen zu sehen, und sich des pour cela, eh mais, tant pis, und tant mieux, so geschickt zu bedienen, daß man schier hätte glauben mögen, er hätte monde. Dabey war, weil er seine liebe Poesie nie vergaß, das Fräulein der Gegenstand aller seiner Gedichte, ja, weil er überhaupt (wie mehrere junge Poeten, und alte Poeten, die lange jung bleiben) nur allzugeneigt war, seine poetischen Phantasien ins wirkliche Leben überzutragen, so deuchte ihm oft, daß er etwas für das Fräulein empfände, welches er, ohne Bedenken, würde Liebe genennet haben, wenn ihm nicht sein gutes Herzchen augenblicklich geklopft, und erinnert hätte, daß seine Mariane, obgleich ungetreu, doch von ihm noch nicht vergessen werden müsse. Das Fräulein, ihrer seits, betrachtete ihn als ihre Kreatur. und triumphirte, einen Anbeter, und zwar einen Anbeter von einer so neuen Gattung, als ihr ein Poet war, erworben zu haben. Denn sie hatte noch nie Deutsche Verse gesehen, noch weniger Verse, deren Gegenstand sie selbst war. Diese neue

Seltsam-

Seltsamkeit war hauptsächlich die Ursach, warum sie Säuglings Verse so allerliebst fand, obgleich der Verfasser wirklich glaubte, die Vortreflichkeit seiner Verse sey die Ursach davon. Ein sehr gewöhnlicher Irrthum. Denn wenn z. B. unsere Deutschen Hofleute, neben ihrer gewöhnlichen standesmäßigen Französischen Lektur, zuweilen auch ein Deutsches Buch durchblättern, und davon reden, geschieht es oft bloß deshalb, weil sie dadurch am Hofe einen gewissen Anstrich von Sonderbarkeit zu erhalten meinen, der sie unter den übrigen flachen Hofgesichtern ein wenig hervorziehen könnte; indessen halten dieß unsere gutherzigen Deutschen Genien doch oft für einen wirklichen Beyfall, und träumen wohl gar, die Zeit sey nahe, da sich der reichste und wollüstigste Theil der Nation, des witzigsten und verständigsten nicht mehr schämen wird.

Säugling, dem ein Zweifel dieser Art nicht einfallen konnte, schwamm in dem Vergnügen, daß seine Geisteswerke, von einem so schönen Fräulein bewundert würden. In dieser Entzückung kam er auf den Gedanken, ihr seine Sammlung von Gedichten, deren Abdruck eben geendigt werden sollte, zuzueignen. Dieß setzte ihn ganz in die Gunst des Fräuleins. Ihren Namen gedruckt zu erblicken, sich

vor

vor dem ganzen H. Römischen Reiche für schön und witzig erklärt zu sehen, (denn Säugling hatte in seiner Zueignungsschrift die poetischen Floskeln nicht gespart) war ihr so schmeichelhaft, daß ihr Säugling ein homme adorable war, und daß sie bey sich Kraft fühlte, ihn wirklich vierzehn Tage nacheinander zu lieben.

Nun waren beide unzertrennlich. Obgleich diese beständigen Zusammenkünfte von beiden Seiten eigentlich nur Eigenliebe und Galanterie zum Grunde hatten, so hielt sich doch die Frau von Hohenauf, die beide von Anfang an mit aufmerksamen Augen betrachtet hatte, und die sich nicht wenig Geschicklichkeit, die Geheimnisse anderer zu errathen, zutraute, festversichert, daß Liebe im Spiele wäre, und freute sich insgeheim, daß ihr Anschlag anfienge, fast ohne ihre Bemühung, so gut von statten zu gehen.

Als die Frau von Ehrenkolb, nebst ihrem Fräulein, nach einiger Zeit auf die Rückreise nach ihrem Gute dachte, that die Frau von Hohenauf den Vorschlag, daß ihr Neffe nebst seinem Hofmeister in ihrer Gesellschaft reisen sollte, weil der Aufenthalt der Frau von Ehrenkolb wirklich auf dem Wege nach Westphalen lag, den sie zu reisen hatten. Daß dem Fräulein dieser Vorschlag angenehm gewesen sey, ist

leicht

leicht zu erachten, und die Mutter war gleichfalls damit zufrieden, weil Säugling auch ihre Gunst erlangt hatte, indem er sich zuweilen zu ihr setzte, mit ihr zu schwatzen, und ihre Arbeit lobte, wenn sie im Tambour stickte.

Uebrigens fand die Frau von Hohenauf noch nicht für gut, der Frau von Ehrenkolb ihre Absichten zu entdecken. Ihrem Neffen aber ließ sie, kurz vor der Abreise, ihren Willen vernehmen, der dazu nicht Nein sagen durfte, aber auch nicht Ja sagte. Denn ein schönes Fräulein, und das seine Gedichte liebte, war zwar eine sehr verführerische Anlokkung, aber das Andenken an seine Mariane, verstattete es ihm noch nicht, in völligem Ernste an eine andere Verbindung zu denken.

Sie reiseten nunmehr sämmtlich nach dem Landsitze der Frau von Ehrenkolb. Hier gieng Säuglings Umgang mit dem Fräulein wie vorher fort, bis nach einigen Tagen die Ankunft eines jungen Obersten, den das Fräulein an dem Hofe, wo sie sich den Winter über aufgehalten hatte, schon hatte kennen lernen, den Sachen ein etwas anderes Ansehen gab. Er war drey und zwanzig Jahr alt, wohlgebildet, plapperte im Tone der großen Welt, trug eine glänzende Uniform und eine reiche Schulterschleife, fuhr mit

sechsen, hatte einen Läufer und vier Lakaien, alles Dinge, die ihm, bey einem jungen Fräulein nach der Welt, einen großen Vorzug vor dem armen Säugling zuwegebringen mußten, der ihm, außer einer kleinen netten geschniegelten Person, einem geringen Anfange von Weltmanieren, und vielen Gedichten, nichts entgegen zu setzen hatte. Säugling stellte also von dem Augenblicke an, da der Oberste erschien, nur die zweyte Person vor. Glücklicherweise ward er dieses nicht einmal gewahr; denn das Fräulein verstand nicht allein die Kunst sehr wohl, sich mit mehr als Einem Anbeter zu unterhalten, sondern der Oberste, ein feiner Weltmann, der alle Dinge so zu nehmen wußte, wie sie waren, wollte auch nicht umsonst mit einem ihm so neuen Geschöpfe, als ein Deutscher Poet war, vierzehn Tage lang in Gesellschaft gewesen seyn. Er hatte sich, schon seit einiger Zeit, in der am Hofe so nützlichen Kunst geübt, sich anzustellen, als ob er jedes Ding verstehe oder daran Antheil nehme, was er zu verstehen oder woran er Antheil zu nehmen scheinen wollte. Diese von vielen Hofleuten für ein großes politisches Geheimniß geachtete Kunst besteht, im Grunde, bloß in einigen Geberden und kahlen Gemeinsprüchen, die, wie in manchen Ländern geringhaltige Münze, am Hofe

für vollgültig angenommen werden. Die meisten Hofleute machen diese Grimasse so oft, daß sie sie für etwas wirkliches halten, und sich einbilden, sie verständen viel, und nähmen an vielen Dingen Antheil, merken aber nicht, daß sie oft von denen, die sie am meisten überredet zu haben glauben, durch und durch gesehen werden.

Diese Kunst nun suchte der Oberste zu üben, indem er sich stellte, als ob er von Gedichten entzückt würde, an denen ihm eigentlich nichts gelegen war, und wovon er weder etwas verstand noch empfand. Säugling, der nicht weit sahe, sondern glaubte, daß man es aufrichtig meinen müßte, wenn man seine Gedichte lobte, war sehr zufrieden. Der Oberste war es auch, weil er seine Geschicklichkeit genoß, einen andern zu überlisten. Das Fräulein auch, weil sie, anstatt Eines Anbeters, zwey hatte. Und endlich die Frau von Ehrenkolb auch, weil sie glaubte, daß zwischen ihrer Tochter und dem reichen Obersten eine Vermählung geschlossen werden könne. Denn daß Säugling, ein bürgerlicher Poet, auf ihre Tochter sollte Anspruch machen wollen, kam ihr gar nicht in den Sinn; und Säugling selbst hatte, mit gutem Herzen, das, was ihm die Frau von Hohenauf darüber gesagt hatte, gänzlich vergessen; denn sein gan-

zer Geist war von dem Vergnügen seine Gedichte täglich vorzulesen und gelobt zu hören so eingenommen, daß er selbst nur in wenigen Minuten voll Phantasie an seine ungetreue Mariane denken konnte.

Dritter Abschnitt.

Die Sachen standen auf diese Art in dem Schlosse der Frau von Ehrenkolb, als sie sich vornahm, ihre Freundinn, die Gräfinn von *** zu besuchen, welche einige Meilen von ihr wohnte. Ihre Tochter hatte schon einigemal diese Reise hintertrieben, weil ihre Gesinnungen mit den Gesinnungen der Gräfinn gar nicht übereinstimmten, und sie sich von dem Aufenthalte bey ihr nicht das geringste Vergnügen versprach. Izt bestand aber die Mutter darauf, und die Tochter durfte nicht ferner widersprechen.

Die ganze Gesellschaft reisete also fort, und Säugling wiegte sich mit dem Gedanken, vor der Gräfinn, deren guten Geschmack er schon kannte, mit seinen Gedichten zu glänzen, unwissend, daß seiner ganz andere Vorfälle warteten.

Die Gräfinn empfieng sie bey ihrer Ankunft in einem offnen Gartensaale. Der Oberste führte die

Frau von Ehrenkolb, Säugling das Fräulein. Kaum hatte die Gräfinn ihre Freundinn umarmen können, als das Fräulein, von Säuglings Hand, auf sie zurauschte, und sich mit einem: „Ah ma chere „Comtesse, que je suis ravie de vous embrasser, c'est „un million d'années, qu'on ne vous a pas vû„ in ihre Arme warf. Indem dieses geschah, erblickte Mariane Säuglingen, und ward feuerroth; Säugling warf zu gleicher Zeit die Augen auf Marianen, und stand mit einemmale, wie eine Salzsäule, so daß er auch weder die Gräfinn noch Marianen grüßte. Die Gräfinn redete ihn an, er ward blaß und roth, wollte seine Verwirrung verbergen, und sahe noch dähmischer aus. Die Gräfinn stellte ihm Marianen, als eine vorige Bekanntschaft vor, er fieng an zu stammeln, und nannte sie Madame. Die Gräfinn lachte, und fragte, ob er seine ehemalige Freundinn nicht kenne. Säugling stotterte abermals, — und besann sich zu spät, zu sagen, daß er sich im Gesichte geirret hätte, wußte aber noch nicht, welche Miene er annehmen sollte.

Nachdem er sich von seiner ersten Bestürzung ein wenig erholt hatte, sah er wohl ein, daß er von seiner Tante sey hintergangen worden, und konnte auch die Absicht ihrer List leicht errathen. Nun ent-

brannte seine Liebe zu Marianen wieder viel stär- ker als zuvor. Er hieng wieder an ihren Augen, seine Gedichte waren wieder an sie gerichtet, er schrieb ihr öfters Briefe, indem er sehr selten so glücklich war, sich mit ihr unter vier Augen zu unterreden.

Mariane hingegen war gegen ihn ungemein zu- rückhaltend. Sie hatte der Gräfinn, mit der sie sonst auf einen sehr vertraulichen Fuß lebte, nichts von ihrer Neigung zu Säuglingen, noch weniger von den Verdrießlichkeiten, die sie deshalb erfahren hatte, entdeckt; sie wollte sich also nunmehr auch keinem Verdachte aussetzen. Dieß war die Ursach, die sie sich selbst angab; sie hatte aber noch eine an- dere und geheimere. Sie bemerkte nehmlich, daß Säugling nicht wenig verändert war, und daß er da- durch nicht wenig gewonnen hatte. Er war sonst ängstlich bescheiden, weil er glaubte, daß dem Frauen- zimmer das Sanfte gefiele; er hatte einer rauschen- den Hofschönheit gefallen wollen, und war lebhafter und ungezwungner geworden. Mariane war scharf- sichtig genug, diese Veränderung der rechten Ursach zuzuschreiben, zumal da sie gewisse Achtsamkei- ten bemerkte, die Säugling fortfahren mußte ge- gen das Fräulein zu bezeugen, und da sie, sonderlich im Anfange, des Fräuleins Augen oft auf Säug- lings

lings Augen gerichtet fand. Dieß, nebst der gedruckten Zueignungsschrift, die ihr nicht verborgen bleiben konnte, schien sie von einer nähern Verbindung zwischen Säuglingen und dem Fräulein zu überzeugen, und erregte bey ihr eine kleine Eifersucht, welche zu verbergen, das Frauenzimmer gemeiniglich eine kalte Zurückhaltung am dienlichsten hält, und sie dadurch gemeiniglich am ersten verräth.

Auf der andern Seite, war Mariane auch dem Obersten in die Augen gefallen. Da er in seinem Herzen gar wohl für mehr als Eine Liebe Raum hatte, und er es, nach der hohen Meinung, die er von seiner eigenen Person hatte, nicht für möglich hielt, daß ihm ein Frauenzimmer sollte widerstehen können, so glaubte er, daß Mariane gar wohl ein flüchtiger Gegenstand seiner Neigung werden könne, und daß er bey ihr sehr bald seinen Zweck erreichen würde. Er griff sie in der zuversichtlichen Stellung eines Hofmanns an, wie ein kühner Eroberer eine Festung stürmt, ohne sie aufzufodern oder Laufgräben zu eröffnen. Gleichwie aber ein Belagerer, wenn ihm ein zu früher Sturm abgeschlagen worden, oft nicht weiß, welche Miene er gegen den Belagerten annehmen soll; so war auch der Oberste, durch die kalte und verächtliche Art, mit der Mariane seine Liebeserbie-

erbietungen ausschlug, um Deutsch zu reden, ziemlich aus der Fassung gebracht, und deshalb, um Undeutsch zu reden, nicht wenig intriguirt.

Das Fräulein übersah mit Einem Blicke, daß ihr Mariane ihre beiden Liebhaber raubte, und setzte alle Kräfte der Schönheit und der Koketterie in Bewegung, um über sie den Sieg davon zu tragen.

Indeß daß alle diese Personen ihre kleinen Entwürfe machten, dachte Rambold, Säuglings Hofmeister, einen Meisterstreich auszuführen. Rambold war ein schwarzhäriger, rothbäckiger, wohlbewadeter Magister, der auf Universitäten zwar sehr locker gelebt, aber doch auch, mit Hülfe eines offnen Kopfes, so viel von den Wissenschaften erschnappt hatte, daß er ziemlich fertig davon plaudern konnte. Er hielt sich selbst für sehr gelehrt, weil er, mit der Selbstgenügsamkeit eines Gecken, der von allem hat reden hören, und über nichts nachgedacht hat, über alles entscheiden konnte. Sein Eigendünkel trieb ihn, jedermann zu hohnnecken, auch der klüger war, als er, und zu widersprechen, ehe er noch wußte, was er sagen wollte. War jemand einer Meinung, so war dieß für ihn genug, das Gegentheil zu behaupten, und er glaubte, er zeige seinen Witz, wenn er den andern niederschreyen, und seinen Scharfsinn, wenn

er

er seinen Satz, so ungereimt er auch war, durchsetzen konnte. Ob er wahr oder falsch sey, war ihm einerley; denn es war in seiner Philosophie ein ausgemachter Satz, daß Wahrheit, sowohl als Schönheit und Tugend, nur relative Begriffe wären. Ein Satz, den er nicht nur glaubte, sondern auch im gemeinen Leben fleißig anwendete; daher er in Anwendung der Mittel, seine Zwecke zu erlangen, eben nicht delikat war.

Dieser feine Mann hatte auf Marianen ein Auge geworfen, und gieng damit um, sie zu heurathen, wovon er ihr doch nicht ein Wort sagte, weil er, durch einen Umweg, seinen Zweck besser zu erreichen meinte. Er war von den Absichten, welche die Frau von Hohenauf mit ihrem Neffen hatte, sehr wohl unterrichtet. Sie hatte ihm sogar eine einträgliche Pfarre, die auf ihren Gütern nächstens offen werden mußte, versprochen, wenn er etwas dazu beytragen würde, daß Säugling das Fräulein von Ehrenkolb heurathete. Daher glaubte er zwey Schläge mit Einem Streiche zu thun, wenn er der Frau von Hohenauf von Säuglings und Marianens Zusammenkunft Nachricht gäbe, und die Folgen derselben zu verhindern suchte.

 Er

Er schrieb ihr also, daß sie Marianen, die sie, aus weisen Absichten, von ihrem Schlosse entfernt hätte, auch hier wegschaffen müßte, weil ihr Neffe, so lange er ihren Auffenthalt wüßte, auch nach seiner Abreise, nicht von ihr ablassen würde. Sein unmaßgeblicher Vorschlag war, sie solle insgeheim einen Wagen mit drey starken Kerlen senden, und er nahm es auf sich, Marianen, ohne großes Aufsehen, in derselben Hände zu liefern. Zuletzt gab er zu verstehen, daß wenn nur erst die bewußte Pfarre vakant wäre, sich auch ein anständiger Ehemann für Marianen finden würde, wodurch Säuglings unbedachtsamer Liebe und ihrer Furcht auf einmal würde ein Ende gemacht werden.

Er schmeichelte sich, es so einzurichten, daß Mariane es nicht merken könne, daß er an der Entführung Theil habe, und nahm sich vor, sobald er nur seinen jungen Herrn nach Hause gebracht hätte, zurückzukehren, und aus den Händen der Frau von Hohenauf eine reiche Pfarre und eine schöne Frau zu erhalten; denn daß sich Mariane weigern könnte seine Hand anzunehmen, schien ihm gar nicht wahrscheinlich.

Vierter Abschnitt.

Nachdem Rambold auf diese Art seinen Plan so simpel als künstlich angelegt hatte, erwartete er ruhig den erwünschten Erfolg, den er als unausbleiblich ansahe, sehr zufrieden mit seiner schlauen Erfindung. Hingegen die übrigen Personen wurden, durch die Lage, in der sie waren, unvermerkt immer unruhiger, unzufriedner und unwilliger gegen einander.

Marianen mißfiel es, daß ihr der Oberste beständig nachfolgte, und fortfuhr, sie mit vieler Dreistigkeit seiner Liebe zu versichern, ob er gleich sehr trocken und frostig abgewiesen wurde. Nicht weniger unzufrieden war sie mit Säuglingen, den sie im Verdacht hatte, daß er das Fräulein heimlich liebte, und weder seine Briefchen, darauf sie nie antwortete, noch seine Verschen, von denen sie argwohnte, daß sie mehr aus der Phantasie, als aus dem Herzen herrührten, konnten sie zufrieden stellen.

Das Fräulein war äußerst darüber erbittert, daß alle ihre Versuche, ihre beiden Liebhaber wieder zu sich zurück zu bringen, fruchtlos waren. Weil sie, aus Politik, ihren Zorn nicht ganz auslassen durfte, so blieb ihr nichts, als der armselige Behelf, die arme Mariane, bey aller Gelegenheit, das Uebergewicht

fühlen

fühlen zu lassen, welches ihr Stand ihr über sie gab. Dieß veranlaßte verschiedene kleine unangenehme Scenen, die, weil sie Marianen nur kränkten, ohne sie zu demüthigen, die üble Laune des Fräuleins nicht vermindern konnten.

Der Oberste war auf das Fräulein nicht wenig verdrießlich, weil sie seiner Liebe gegen Marianen im Wege stand, die er gern mit seiner Liebe gegen das Fräulein vereinigt hätte, zumal, da er die Verbindung mit der letztern anständigerweise nicht ganz und gar aufheben konnte. Säuglingen war er herzlich gram, weil er sich einbildete, daß dieser bey Marianen besser gelitten wäre, als er, und mit Marianen war er auch nicht sonderlich zufrieden, weil dieses kleine Mädchen, der er die Ehre einer gelegentlichen Eroberung zugedacht hatte, sich gegen eine Person von seinen Verdiensten so gar kalt und spröde bezeigte, daß es noch ungewiß schien, ob sie nicht auch einer förmlichen Belagerung würde widerstehen wollen.

Säugling war auch unglücklich, denn er liebte Marianen herzlich, daher konnte er ihre Zurückhaltung nicht ertragen, die er, weil er ihre Eifersucht nicht einsahe, bloß nur einer wirklichen Abneigung gegen ihn zuzuschreiben wußte. Sie kostete ihm viel

Seuf-

Seufzer und nicht wenig Verse. Aber eben sein zweytes Unglück war, daß seine Gedichte, durch deren gute Aufnahme in dieser Gesellschaft er bisher eine so seltne Glückseligkeit genossen hatte, nun sehr zu fallen anfiengen, wovon er die Ursachen nicht einsehen konnte. Sie waren gleichwohl sehr natürlich. Mariane schwieg davon gemeiniglich ganz still, weil sie sich fürchtete, ihre geheimen Bewegungen, die sie zu verbergen suchte, unvermuthet zu verrathen. Das Fräulein hatte immer etwas daran zu tadeln, weil ihr die Eifersucht eingab, daß sie an Marianen gerichtet wären, oder auf sie anspielten; und der Oberste, der sich nie im Ernste um Verse bekümmert hatte, fand itzt nicht mehr, wie vormals, Ursach sich zu stellen, als ob sie ihm gefielen, vielmehr pflegte er, in seiner itzigen üblen Laune, sich oft geradezu darüber aufzuhalten. Zum Unglücke für Säuglingen, ward er darinnen zuweilen von der Gräfinn unterstützt, deren feiner Geschmack schon längst in Säuglings Liedern eine gewisse Einförmigkeit und Läßigkeit wahrgenommen hatte, wofür ihm selbst der Sinn fehlte. Da er nun unablässig fortfuhr, täglich neue Gedichte vorzulesen, so nahm sich die Gräfinn im Ernste vor, dem sonst unbescholtenen guten Jünglinge diese kleine Thorheit abzugewöhnen.

Als

Als einst die Frau von Ehrenkolb Mittagsruhe hielt, und die übrige Gesellschaft im Garten spazieren gieng, ergriff die Gräfinn Säuglings Arm, führte ihn in einen Gang besonders, und nachdem sie das Gespräch auf Lektur gebracht, sagte sie ihm gerade heraus: „Gedichte wären nicht die Lektur, die sie am meisten liebte.„

Säugling, nicht wenig beschämt und bestürzt, versetzte mit stammlender Stimme: „Ew. Gnaden scherzen vielleicht. Es schien mir doch sonst, als ob Sie die schönen Wissenschaften liebten.„

Gr. O ja! ich liebe sie ungemein. Aber Sie wissen, die schönen Wissenschaften haben einen weiten Umfang, und die Dichtkunst ist nur ein Theil davon. Diesen zu hassen, bin ich weit entfernt. Ich liebe vielmehr Gedichte herzlich, wenn sie ganz vortrefflich sind, sie wirken mit unbeschreiblichem Reize auf mich, sie bleiben meiner Seele tief eingeprägt. Aber sie wissen, der ganz vortrefflichen Gedichte sind nur sehr wenige. Was die übrigen anbetrifft, so sind sie ganz gute Dingerchen, die man wohl einmal anhören, aber auch entbehren kann; und mich dünkt immer, die Augenbraunen sind einem leichter, wenn man sie entbehrt.

S. Vielleicht sprechen dieß Ew. Gnaden = = nicht ganz = = im Ernste, = = die Damen pflegen doch sonst, = = wenigstens glaube ich es so gefunden zu haben, = = unter aller übrigen Lektur = = am meisten = = Gedichte zu lieben —

Gr. Glauben Sie das nicht mein, lieber Säugling; oft kaum, wenn wir darinn gelobt werden, finden wir sie erträglich. Unter uns gesagt, wir haben oft herzliche lange Weile, wenn man sie uns vorlieset. Wir gähnen, und trauen uns nicht den Mund aufzuthun.

S. Ach! ich merke schon, hier ist ein kleines Mißverständniß, Sie wollen sagen:

Die großen Verse, welche man
Auf einem großen Amboß schmiedet,
Die liest man nicht, man wird ermüdet;
Ihr Donner störet unsre Ruh.
So großer Lerm wozu? wozu?

Allein die kleinen niedlichen Verse:

Die kleinen Dingerchen die sich,
Gefällig zu Gedanken schmiegen,
Zwar nicht bis an den Himmel fliegen,
Jedoch auch nicht, dahin verstiegen
Und dann gestürzet, jämmerlich
Zerschmettert auf der Erde liegen;
Die kleinen Dingerchen lieb' ich!

Sie

Sie pflegen sich mit Artigkeit
In das Gedächtniß einzuschleichen,
Darinn zu bleiben, und nicht weit
Den großen Versen auszuweichen.

Gr. Ach! das ist meine Meinung gar nicht. Die kleinen Dingerchen sind so voll kalter Tändeleyen. Meinen Sie denn, daß dem Frauenzimmer das Süße und Tändelhafte so sehr gefällt? Wir sind nun freylich, weil es Ihrem Geschlechte so beliebt, das schwächere, aber glauben Sie mir, wir lieben an uns selbst die Schwäche nur, in so fern sie uns schön und niedlich macht, und ich weiß nicht, obs nicht gar bloße Eitelkeit bey uns ist, daß wir nicht wollen, daß die Mannspersonen schön und niedlich seyn sollen. Wissen Sie wohl, Säugling, daß Sie zu schön sind, und daß ich auf Sie eifersüchtig bin. Wenn Sie mich beruhigen wollen, waschen Sie sich nicht mehr mit Essenzen, und lassen Sie sich ein wenig von der Sonne verbrennen. Hören Sie wohl, schreiben Sie mir eine gute derbe Prose, so für den gesunden Menschenverstand, ohne Niedlichkeit. Oder, nehmen Sie sich in acht! wenn Sie mich böse machen, verdamme ich sie zum großen Amboß —

Indem die Gräfinn dieses sagte, erblickte sie das Fräulein und den Obersten, die aus einer benachbarten Allee auf sie zukamen. — ‚Kom‐

„Kommen Sie„ rief sie, weil sie den armen Säugling ein wenig quälen wollte: „Kommen Sie, „meine Liebe, helfen Sie mir die kleinen tändelnden „Liederchen gegen den Hrn. von Säugling verthei„digen. Stellen Sie sich nur vor, er will ihnen ent„sagen! Wenn wir ihn gehen lassen, so wird er große „mächtige Hexameter schmieden wollen, und dann „ist er für uns verloren.„ —

Das Fräulein antwortete mit sauersüßer Miene: „Ach nein! dazu ist der Hr. von Säugling viel zu „zärtlich! Er wird nur merken, was ich schon lange „gedacht habe, daß die Deutsche Sprache überhaupt „zu bäurisch ist, um liebliche Ideen auszudrücken. „Er wird künftig Französisch schreiben, für die große „Welt, und nicht für die unpolirten Deutschen Bür„ger. Er liebt ja ohnedieß die Französische Nation „vor allen andern.„ Hiebey blickte sie Marianen, die aus einer andern Allee zu ihnen gekommen war, spöttisch über die Achsel an.

Die Gräfinn verstand den Stich, wollte ihn aber nicht verstehen, fuhr daher im scherzenden Tone fort:

„Nein! Säugling, wenn doch einmal das Schick„sal beschlossen hat, daß es Ihnen unglücklich gehen „soll, so werden Sie lieber ein Original, als ein „solches Mitteldïng, wie die meisten Schriftsteller

„sind, die in Deutschland Französisch schreiben: in „Frankreich fremd, in Deutschland nicht zu Hause. „C'est à Paris qu'il faut ecrire! ruft der Franzose mit „vollen Backen, und wenn er von seiner Sprache „redet, mag er immer Recht haben.„

Unter diesem Gespräche erreichten sie eine Laube, wo sie sich niedersetzten, und kurz darauf kam ein Bedienter, der Gräfinn zu melden, daß von der durchfahrenden Landkutsche ein wohlgebildetes aber todkrankes Frauenzimmer bey dem Prediger sey abgesetzt worden. Die Gräfinn, bey welcher Handlungen der Wohlthätigkeit allen Vergnügungen vorgiengen, begab sich sogleich dahin, und nahm Marianen mit sich.

In ihrer Abwesenheit nahm das Gespräch eine nicht sehr angenehme Wendung. Das Fräulein hatte mit dem Obersten über ihr beiderseitiges Mißvergnügen kurz vorher eine Erläuterung unter vier Augen gehabt, die ihre gute Laune eben nicht vermehrt hatte. Sie war von Natur eigensinnig und auffahrend, wie sichs auch für eine Petitemaitresse gebührt; nun aber war sie dadurch, daß man ihren Reizungen den Sieg streitig machen wollte, äußerst bitter geworden, und ließ itzt ihren Zorn, durch eine Menge anzüglicher Spöttereyen über Säuglings unveränderliche Ergebenheit gegen Marianen, ausbrechen.

brechen. Der Oberste, der froh war, daß ihre Pfeile nur auf Säuglingen gerichtet waren, hielt sich außer dem Schuß, und sagte bloß etwa hie und da ein Wort. Säugling aber bekam Muth von seiner Liebe, und da er sich ohnedieß vorgenommen hatte, mit dem Fräulein, das er nie geliebt hatte, ganz zu brechen, so vertheidigte er sich nachdrücklich, obgleich anständig; ja sein offnes Herz floß von Marianens Lobe über, von dem es immer voll war. Das Fräulein verlor darüber alle Geduld und Fassung, und rückte auf dem Stuhle hin und her, aus Verdruß stillschweigend.

Gerade zu dieser Zeit kam Mariane zurück, ohne etwas von diesem Gespräche zu wissen. Sie erzählte, indem sie sich die Augen trocknete: „Das unglückliche „Frauenzimmer ist höchst zu betauern. Sie ist eine „Person bürgerliches Standes von guter Herkunft. „Sie hat einen Lieutenant aus Liebe geheurathet, der, „kurz vor dem Frieden, in einem Scharmützel tödtlich „verwundet worden. Er hat zwar, wegen seines „Wohlverhaltens, eine Compagnie erhalten, das Re„giment ist aber auch, nach erfolgtem Frieden, ab„gedankt worden. Sie hat in seinem langwierigen „Krankenlager, was sie gehabt, zu seiner Heilung „verwendet. Er ist endlich gestorben. Sie hat zu

 „weit-

„weit entfernten Verwandten ihre Zuflucht nehmen „wollen. Von Gram und Nachtwachen entkräftet, „ist sie unterweges so krank geworden, daß sie, ohne „Lebensgefahr, nicht weiter reisen konnte. Die Grä„finn, die den Beweis ihrer Aussage in einigen „Briefschaften, die sie bey sich gehabt, gefunden hat, „ist sehr gerührt. Sie hat mich vorausgeschickt, um „einen Wagen anspannen zu lassen, und einen Reit„knecht nach der Stadt zu senden, einen Arzt zu ho„len. Sie läßt sich bey der Gesellschaft, ihres lan„gen Außenbleibens wegen, entschuldigen. Sie will „die Kranke selbst nach dem Schlosse begleiten.„

Säuglingen trat eine mitleidige Thräne ins Auge, der Oberste aber drehte sich auf einem Absatze herum, und das Fräulein, dessen innerer Unmuth aufs höch„ste gestiegen war, fuhr hart heraus: „Die Gräfinn „beweiset in der That eine übertriebene Gütigkeit, „daß sie alles Gesindel bey sich aufnimmt. Eine „Person von der Landstraße! — Am Ende gehts Per„sonen so, die sich über ihren Stand erheben wollen. „Wer weiß, wo sie Kammermädchen oder Gesell„schaftsjungfer gewesen ist. — Es ist Zeit, daß wir „abreisen, denn die Gesellschaft „ — — Hier nahm sie eine Prise zur Contenanz, ließ ihre Dose fal- len, und rief **Marianen:**

„Mein

D. Chodowiecki del. & sc.

„Mein Kind! nehme Sie mir doch die Dose
„auf!„ —

Mariane, über die ganze Scene erstaunt, stand sprachlos da; denn so weit hatte das Fräulein die Unhöflichkeit noch nicht getrieben. Säugling sprang auf, und überreichte dem Fräulein die Dose. —

„Lassen Sie„ rief sie, „lassen Sie, Herr von „Säugling, Mariane wird sie schon ...

Säugling nahm allen seinen Ernst zusammen, und versetzte: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, „Ihnen aufzuwarten, halte ich nur für meine Schul„digkeit„

Das Fräulein maß ihn mit den Augen von oben bis unten, und schlug ein bitteres Gelächter auf.

Mariane, welche empfand, daß die Demüthigung, wodurch sie bis zu einer gemeinen Dienstmagd herunter gesetzt werden sollte, zu den Beleidigungen gehöre, für die man, so grob sie sind, keine Worte hat, um sich darüber zu beschweren, konnte nicht verhindern, daß sich nicht eine Thräne in ihr Auge drängte, und gieng stillschweigend ab, doch nicht ohne auf Säuglingen einen Blick zu werfen, in welchem er ihr ganzes Herz las.

Der Oberste, ob er wohl, an sich, Marianen gern diese Demüthigung erspart hätte, war doch wohl

damit zufrieden, weil er glaubte, daß sie Säuglingen, den er haßte, weil er ihn von Marianen geliebt glaubte, verdrießen würde. Um ihn noch mehr zu kränken, spottete er unhöflich über Marianen, nachdem sie weggegangen war.

Beleidigungen, die stufenweise steigen, können den geruhigsten Menschen endlich aufbringen, und wenn er edel denkt, wie Säugling wirklich dachte, so wird er die Beleidigung seiner Geliebten höher empfinden, als seine eigene.

Säugling antwortete also dem Obersten lauter und entschlossener als jemals; der Oberste fuhr im hohnneckenden Tone immer weiter fort, bis ihm Säugling sehr trocken sagte:

„Ich kann Ihnen, in Gegenwart des Fräuleins, „hierauf weiter nicht gehörig antworten, aber wir „wollen uns deshalb besonders sprechen.

Der Oberste lachte ihm in die Zähne, und rief spöttisch: „Mein gutes Herrchen, troz des kleinen „Federhuts, den es Ihnen zu tragen beliebt, sind „Sie nicht von solchem Stande, daß ich Ihnen Sa„tisfaktion geben werde.„

„So! rief Säugling, Sie halten mich für wehr„los, und erlauben sich doch, mich anzugreifen? Ist „dieß wie ein Mann von Ehre gedacht? Aber ich bin

„nicht

„nicht wehrlos. Wenn Sie mir nicht Genugthuung „geben wollen, werde ich sie mir nehmen, oder Sie „müßten jede kahle Sticheley doppelt von mir zurück „bekommen, und es ruhig ertragen wollen.„

Der Oberste ward lauter, Säugling auch. Das Fräulein saß ruhig, und wiegte sich mit dem Gedanken, auszusprengen, daß um ihretwillen ein Zweykampf geschehen wäre. Die Gräfinn kam, nachdem sie die Kranke bis in das für sie bereitete Zimmer begleitet hatte, zurück, forschte nach der Ursach des Streits, gab dem Obersten Unrecht, und vereinigte beide um so viel leichter, weil der Oberste eben kein Liebhaber vom Halsbrechen war, und sich wirklich eingebildet hatte, der sanfte Säugling sey ein bloßes Jungferngesicht, und werde alles, was es auch sey, ohne Antwort einstecken.

Unterdessen gieng Mariane im Garten herum, um sich zu fassen, weil sie die Gräfinn mit Erzählung des ihr unangenehmen Vorfalles nicht kränken wollte, zumal da sie glaubte, daß die Ehrenkolbische Familie nächstens abreisen würde. Rambold begegnete ihr, der, voll von seinem Projekte, im Garten herumirrte. Sie gab ihm den Arm, weil sie durch seine Unterhaltung ihre Gedanken am geschwindesten zu zerstreuen hoffte. Rambold schwatzte, wie schon ge-

dacht, viel von gelehrten Sachen, war voll von Anekdoten und Journalhistörchen, und die gute Mariane, die einen Ansatz hatte, eine Gelehrte vorzustellen, mochte gern von Rambolden diese gelehrten Diskurse hören, um so viel mehr, da aus der Gesellschaft der Gräfinn alles, was das Ansehen von Belesenheit hatte, verbannet war.

Rambold hub also an, die lange Geschichte von der Regierung Königs Joh. Christoph, des Dummen, und Königs Joh. Jakob, des Klugen, und von ihren Streiten um die Monarchie, und von ihren Schlachten, und wie sie gewonnen, indem sie verloren, und verloren, indem sie gewonnen. Und wie unter vielem Getümmel und fruchtlosem Streben nach der Alleinherrschaft, der Geist der Freyheit erwacht sey unter dem Volke, und entstanden seyn Demagogen, die Litteraturbriefsteller, die laut gerufen, das ganze Volk habe gleiches Recht seine Meinung zu sagen über alle Vorfälle; und wie keine Oberherrschaft sey gewesen, und wie jedermann habe gedacht und gethan, was ihn recht deuchte; und wie man die Demagogen im Verdacht gehabt habe, daß sie wollten Könige werden, und Ephoren der Könige; und wie diese schwachen Köpfe nicht daran gedacht, sondern ihre Hantierung getrieben hätten, und wären gar nicht mehr

gekom-

gekommen ins Forum; und wie da gar keine Zucht und Ordnung sey gewesen unter der Menge. Und wie sich da hätten weise und erlauchte Männer zusammengethan, und hätten festgesetzt, dem Volke sey es nützlich, wenn es beherrscht würde. Hätten ausgemacht, daß stattliche und ernsthafte Männer sollten am Regimente seyn, sollten umthun lange Feyerkleider, und aufsetzen grüne Eichenkränze, sollten sitzen auf breiten Stühlen, und sollte ihnen jedermann tiefe Reverenze machen, und desgleichen mehr. Hätten auch Rathsfahrten angesetzt und Gerichtstage, Gesetze gemacht und Strafen festgesetzt; und wäre nunmehr alles richtig; nur, wer regieren solle, wisse man noch nicht, darüber wären die Herren sehr uneins; und so lange diese Uneinigkeit daure, habe mancher noch Hoffnung in den Rath zu kommen; und würden darüber heimliche Unterhandlungen gepflogen, woran er, Rambold, vielen Antheil habe, und, wegen seiner weitläuftigen Verbindung mit vielen Zunftmeistern und Ausrufern, noch gewiß glaube, ein ansehnliches Ehrenamt davon zu tragen.

Alle die Nachrichten hörte Mariane an, bloß weil sie ihr ganz neu waren, ob sie gleich sonst an diesen gelehrten Reichsangelegenheiten, bey aller ihrer Liebe zur Lek-

 tur,

tur, keinen Theil zu nehmen wußte; so wie etwan wunderbare Geschichten von neu entdeckten Völkern im Südmeere, der Sonderbarkeit wegen, Aufmerksamkeit erregen, auch bey denen, die sonst nicht Lust haben diese fremden Völker zu besuchen, die sich weder von den Otahitischen Jungfern, voll Süßigkeit, wollen liebkosen, noch von den Neuseeländischen Herren, voll Stärke, wollen fressen lassen.

Unter diesem langen Gespräche hatte sie Rambold unvermerkt in das an den Garten stoßende Wäldchen geführt, sie waren in demselben schon eine ziemliche Strecke weiter gegangen, als plötzlich einige starke Kerle hinter einem Baume hervorsprangen, und Marianen ergriffen. Rambold war unbewaffnet. Er suchte zwar von einem Baume einen Knüttel abzureißen, er hielt sich aber so lange dabey auf, daß Mariane gemächlich zu einem nahestehenden sechsspännigen Wagen geschleppt werden konnte, der sogleich eiligst fortfuhr. Rambold lief zwar hinterher, und Mariane, die ihn erblickte, suchte aus dem Wagen zu springen, aber sie ward festgehalten, und der Wagen kam ihm bald aus dem Gesichte. Er verweilte noch einige Zeit im Walde, um dem Wagen Zeit zu lassen, sich zu entfernen; hernach eilte er zurück, und verkündigte, außer Athem, und mit erschrocknem

schrocknem Gesichte, Marianens Entführung. Die ganze Gesellschat erstaunte. Säugling, dessen Nerven durch den Zank mit dem Obersten schon ziemlich erschüttert waren, bekam eine Anwandlung von einer Ohnmacht, erholte sich aber augenblicklich, und eilte in den Stall, um ein Pferd satteln zu lassen, so sehr ihm auch Rambold dieß widerrathen wollte, der endlich, als Säugling auf seinem Sinne blieb, selbst mit ihm Marianen nachritt. Der Oberste wollte ein gleiches thun, aber das Fräulein verlangte seinen Arm und seine Gesellschaft, führte ihn in den großen Saal, und zwang ihn, Piket zu spielen.

Fünfter Abschnitt.

Säugling kam den folgenden Tag, ermüdet und trostlos zurück, ohne Marianen gefunden zu haben, welches sehr natürlich zugieng, weil Rambold gar nicht für gut fand, ihn auf den Weg zu führen, den der Wagen genommen hatte. Er fand einen Brief von seiner Tante, die nunmehr, da Mariane aus dem Wege geschafft war, weiter keine Zeit verliehren wollte, und ihm empfahl, alles anzuwenden daß seine Verbindung mit dem Fräulein

lein zu Stande käme. Dieß war aber, bey seinem itzigen ganz neuen Schmerze über Marianens Verlust, eine Sache, daran er gar nicht denken konnte und wollte Die Frau von Hohenauf schrieb zu gleicher Zeit einen Brief an die Frau von Ehrenkolb, worinn sie derselben die Absichten ihres Neffen auf das Fräulein ziemlich deutlich zu verstehen gab. Aber auch dieser Brief kam sehr zur Unzeit. Denn theils hatte sich die Frau von Ehrenkolb niemals vorgestellt, daß die Absichten eines Menschen, wie Säugling, der nicht von Familie war, so hoch gehen sollten, daß er an ihre Tochter denken dürfte, theils hatte sie itzt ein viel nothwendiger Geschäfft im Sinne. Das Fräulein von Ehrenkolb, die zu allen Launen einer verfehlten Petitemaitresse noch allen Eigensinn eines verzärtelten Muttertöchterchens hinzuthat, hatte den vorigen Abend dem Obersten, der ihrer beständigen Eifersucht ohnedieß überdrüßig war, und den Marianens unvermuthete Entfernung noch verdrießlicher gemacht hatte, so übel mitgespielt, daß er ganz kurz mit ihr abbrach, den andern Morgen sich der Gesellschaft empfahl, und nach seinem Gute zurückreisete. Das Fräulein vermißte in ihm nur einen Anbeter, dessen Verlust sie zwar in der itzigen Einsamkeit empfand, aber künftig bald zu ersetzen

zen vermeinte; ihre Mutter aber, welche die Sache, von Anfange an, viel ernsthafter angesehen hatte, befürchtete einen reichen Schwiegersohn zu verlieren, der ihre verschuldeten Güter wieder in Stand setzen könnte. Die Mutter hatte also mit der Tochter eine lange Konferenz über diese wichtige Sache, und die letzte ward endlich so gründlich überzeugt, welche nützliche Sache ein Mann von Range und Reichthum für eine Dame sey, die am Hofe leben will, daß sie mit ihrer Mutter übereinkam, den Liebeshandel mit dem Obersten von neuem wieder anzuknüpfen. Die Frau von Ehrenkolb antwortete also der Frau von Hohenauf in sehr kalten und in sehr stolzen Ausdrükken, und reisete den folgenden Tag mit ihrer Tochter nach ihrem Gute zurück, wobey Säugling kaum ein mäßiges Kopfneigen beym Abschiede erhielt.

Der Gräfinn war Säuglings Liebe gegen Marianen unverborgen geblieben. Da sie mit Marianen auf einem sehr vertraulichen Fuße lebte, so hatte sie auch derselben Neigungen zu erforschen gesucht; Mariane war aber in diesem Stücke gegen sie so zurückhaltend gewesen, daß sie von Marianens Liebe gegen Säuglingen nichts gemerkt hatte. Itzt aber glaubte sie, durch die Entführung, schnell ein Licht in dieser Sache zu erhalten. Sie war sehr geneigt,

Säug-

Säuglingen für den Urheber dieser Frevelthat zu halten, worinn, wie sie glaubte, Mariane gewilligt hätte. Sie ward in dieser Vermuthung bestärkt, da sie unter Marianens Sachen viele zärtliche Briefe und Gedichte von Säuglings Hand geschrieben fand, nebst verschiedenen Entwürfen zu Briefen von Marianens Hand, die zwar nicht waren abgesendet worden, aber itzt doch ein unwiderlegliches Zeugniß wider sie abzulegen schienen. Die Gräfinn war daher wider die arme Mariane äußerst entrüstet, und eben so zornig auf Säuglingen, der, wie sie glaubte, die Gastfreyheit so schändlich beleidigt hatte, der eine romanhafte Liebe vorgab, und ihr ihre Gesellschafterinn aus ihrem Schlosse entführte, wobey sie ihm, trotz seines züchtigen Anstandes, eben nicht die reinsten Absichten zutraute. Sie setzte Ramboldem über die Aufführung seines Zöglings zur Rede, der, um den Verdacht von sich abzuwälzen, ihr in allen ihren Vermuthungen Recht gab, Marianen noch mehr anklagte, und die Geschichte ihrer Entlassung von der Frau von Hohenauf auf eine ihr sehr unvortheilhafte Art erzählte. Die Gräfinn hielt nun ihre Vermuthung für vollkommen bewiesen, und ließ den unschuldigen Säugling so viel Unwillen merken, daß er, ob er gleich die Ursach davon nicht

recht begriff, dennoch sich entschloß, unverzüglich seinen Weg weiter fortzusetzen; in welchem Vorhaben er von Rambolden gar sehr bestärkt ward, der nichts mehr wünschte, als ihn nur erst zu seinem Vater nach Wesel gebracht zu haben, damit er bald zur Frau von Hohenauf zurückkehren, und die Früchte seiner Treulosigkeit einärnten könnte. Sie nahmen also von der Gräfinn Abschied, die sie mit sehr kalten Höflichkeitsbezeugungen entließ.

Auf diese Art ward die Gesellschaft plötzlich zertrennt, und jeder war, einzeln für sich, mißvergnügt, und schmollte; bis auf den boshaften Rambold, der sich heimlich freuete, daß sein Anschlag so gut von Statten gieng, und bis auf Säuglingen, der einen schwachen Trost darinn fand, daß er, während der Reise, einige Stanzen über seine Entfernung von Marianen in seine Schreibtafel schrieb.

Sechster Abschnitt.

Mariane war, unterdessen dieß vorgieng, mit ihren Entführern einen Tag und eine Nacht lang fortgefahren, ohne daß sie von ihnen durch ihre öfteren Fragen hätte erfahren können, wohin sie sollte geführt werden. Sie hatten, so viel möglich, die

Land-

Landstraßen vermieden, und nur, auf abgelegenen Vorwerkern, Pferde, die schon für sie bestellt waren, gewechselt, ohne daß Mariane aus dem Wagen steigen durfte. Den zweyten Tag mußten sie nothwendig quer über eine Landstraße fahren. Mariane erblickte auf der Landstraße einen Postwagen. Sie schrie aus dem Wagen. Ihre Begleiter in der Kutsche wollten sie zwar zurückhalten, und riefen dem Kutscher zu, er solle eilen, welches auch geschah; aber auf Marianens fortdaurendes Geschrey, fuhr der Postwagen nicht allein geschwinder, sondern ein Mann zu Pferde, der neben dem Postwagen ritt, näherte sich, und holte in kurzem den Wagen ein. Er schrie dem Kutscher zu, er solle still halten, der sich aber daran nicht kehrte, und aus der Kutsche ward eine Pistole auf ihn gerichtet; indem sie aber losgedrückt wurde, schlug sie der Reiter mit seinem Hirschfänger herunter, so daß sie ihn nur am Fuße verwundete. Indem dieß geschah, öffnete Mariane auf der andern Seite den Schlag, und sprang ohne Schaden heraus. Der auf dem Bock sitzende Bediente traute sich nicht, dieses zu hindern, weil der Postwagen ganz nahe war, von dem vier oder fünf Reisende abgesprungen waren, und zu Hülfe eilten; daher der Kutscher mit verhängtem Zügel davon jagte.

Maria-

Mariane fiel im Springen, doch ohne Schaden. Der eine Reisende, der, mit einem Spanischen Rohre in der Hand, vorangelaufen war, und den Wagen beynahe erreicht hatte, hob sie auf. Sie erkannte ihn sogleich für ihren Freund Hieronymus; und kaum erholte sie sich von ihrem ersten Erstaunen, so erblickte sie ihren Vater, und lag in seinen Armen. Indeß daß beide sich ihrer Freude über die unerwartete Zusammenkunft überließen, besichtigten die übrigen Reisenden den Verwalter, den die Kugel nahe am Schienbein gestreift hatte. Sie hoben ihn vom Pferde und auf den Postwagen, auf den Mariane gleichfalls stieg; das Pferd ward an den Wagen gebunden, und so zogen sie fort, bis in das nächste nicht weit entlegene Städtchen.

Hier blieben sie liegen, um ihren Verwundeten verbinden zu lassen, dessen Wunde, nachdem den andern Tag der Verband abgenommen war, nicht gefährlich befunden ward. Sie nahmen sich also vor, zu der Gräfinn zurückzukehren, zumal da der Verwundete in der Nachbarschaft wohnte. Hieronymus miethete dazu einen halb bedeckten dreysitzigen Wagen. In denselben setzte sich Mariane und der Verwundete vorwärts, und Hieronymus mußte den Rücksitz einnehmen; denn Sebaldus, der durch die

Freude, seine Tochter wiedergefunden zu haben, ganz verjünget war, setzte sich, alles Zuredens ungeachtet, auf des Verwalters Pferd, und trabte neben dem Wagen her. Da ihm dieß in kurzem beschwerlich ward, so kam er auf den Gedanken voranzureiten, und in dem Dorfe, wo sie den Mittag anzuhalten gedachten, die Mittagsmahlzeit zu bestellen. Der Kutscher bezeichnete es ihm sehr genau, und versicherte, daß der Weg nicht zu verfehlen sey. Sebaldus stieß also sein Thier in die Seite, und sie verloren ihn bald aus den Gesichte.

Als sie Mittags im Dorfe ankamen, fanden sie, daß keine Mittagsmahlzeit bestellt war, und, was noch mehr, daß niemand den Sebaldus gesehen hatte. Mariane und Hieronymus wurden dadurch nicht wenig beunruhigt. Nachdem sie ein Paar Stunden gewartet hatten, schickten sie einige Bauern auf verschiedenen Wegen aus, die aber zurück kamen, ohne etwas von ihm gehört zu haben; wodurch ihre Angst nicht wenig vermehrt ward. Sie warteten diesen und den folgenden Tag auf ihn; da er aber nicht erschien, so reiseten sie in großer Bekümmerniß weiter, nachdem sie eine Nachricht für ihn zurückgelassen hatten.

Sie kamen in kurzem auf dem Gute der Gräfinn an. Mariane begab sich sogleich mit Hieronymus nach dem Schlosse. Sie hoffte von der Gräfinn mit Vergnügen empfangen zu werden; aber diese Dame war, besonders durch Rambolds tückische Einblasungen, so sehr wider die gute Mariane eingenommen, daß sie dieselbe sehr kalt bewillkommte. In der That war der äußerliche Anschein ganz wider Marianen. Auf die Frage der Gräfinn, wie die Entführung veranlasset worden, konnte sie nichts mehr antworten, als daß sie von unbekannten Leuten auf einen unbekannten Weg geführet worden, ohne daß sie die geringste Veranlassung dazu gegeben habe. Dieß war in der That unwahrscheinlich, und daß Mariane schien die Warheit verhehlen zu wollen, that ihr in dem Gemüthe der Gräfinn noch mehrern Schaden. Die Gräfinn erinnerte sie, wie vertraulich sie mit ihr umgegangen wäre, und daß sie ihr doch aus den Vorfällen bey der Frau von Hohenauf, und aus ihrer Verbindung mit Säuglingen, ein Geheimniß gemacht hätte. Sie zeigte ihr die gefundenen Briefe von Säuglingen an sie, woraus genug erhellte, wie genau diese Verbindung gewesen, Sie erinnerte sie an ihre und seine Verlegenheit, bey seiner Ankunft, und an viele andere kleine vorher nicht be-

merkte Umstände. Sie erzählte, mit welchem ungewohnten Eifer sie Säugling gegen den Obersten vertheidigt habe. Alles dieß zeugte wider Marianens Aussage. Sie konnte sich durch nichts vertheidigen, als durch ihre Thränen, die oft die Waffen der Unschuld, aber eben so oft auch der Deckmantel der Verstellung sind; und Hieronymus Vorstellungen, dem alle vorgefallenen Begebenheiten unbekannt waren, konnten wenig Gewicht haben.

Die Gräfinn brach endlich kurz ab. Sie sagte zu Marianen: „Es ist in dieser Sache ein Geheimniß, „das ich nicht aufzuklären vermag. Ich liebe Sie, und „wünsche daher, daß Sie unschuldig seyn mögen. „Sind Sie es, so erinnern Sie sich doch aufs künf„tige, daß ein Frauenzimmer, das sich mit einer „Mannsperson in ein Liebesverständniß, in einen ge„heimen Briefwechsel einläßt, und wenn es auch in „der unschuldigsten Absicht wäre, derselben einen „großen Vortheil über sich einräumet, und daß sie „Verdacht erregen kann, wo sie es am wenigsten „wünschet. Eine solche kleine Intrigue kömmt „einem jungen Frauenzimmer, ich weiß es wohl, so „romantisch, so empfindsam vor, es dünkt sich so „vom gemeinen Haufen unterschieden, einer Sappho „oder Hero so ähnlich, wenn es an seinen Phaon

oder

„oder Leander denken und schreiben kann. Dieses ro„mantische Wesen aber, (wozu Sie, meine liebe Ma„riane, einige Anlage haben,) ist zwar in Büchern „und in Gedichten schön und gut; wenn es aber ins ge„meine Leben gebracht wird, so verursacht es, daß nie„mand sich in die Lage schickt, in die er vom Schicksale ge„setzt ist, sondern eine eigne Welt für sich allein haben „will. Ich wenigstens bin keine Liebhaberinn davon, und „ich verlange eine Gesellschafterinn, die davon ganz „frey ist. Die unbekannte Person, die sich für Sie „so stark interessirt, wird nicht sogleich ablassen; und „dieß könnte sich in eine neue Entführung oder in eine „andere unvermuthete romanhafte Scene endigen. „Wir können also nicht auf dem vorigen Fuße zusam„menbleiben. Indessen sollen Sie nicht verstoßen „seyn; bleiben Sie in meinem Hause, bis Sie auf „eine anständige Art versorgt werden; und wenn Sie „sich über den letztern unerklärlichen Vorfall rechtfer„tigen können, will ich selbst für Ihr ferneres Glück „Sorge tragen.„

Mariane weinte bitterlich, daß sie erst ihren Vater und nun auch ihre Gönnerinn verlor, und daß ihr Schicksal sie, ohne ihr Verschulden, in einen Verdacht brachte, den sie nicht widerlegen konnte, und der noch dazu, unglücklicherweise, wahrscheinlich war.

Sie gieng in ihr Zimmer, und überlegte mit Hieronymus, was in ihren itzigen Umständen zu thun sey, oder vielmehr Hieronymus überlegte es allein; denn die gute Mariane lag halb sinnlos auf einem Lehnstuhle, und zerfloß in Thränen. Hieronymus sann auf verschiedene Vorschläge, die er wieder verwarf. Endlich besann er sich auf den Freyherrn von D***. Dieser würdige Mann hatte eigentlich Wilhelminens Heurath mit Sebaldus veranlasset*), und Mariane war seine Pathe. Er hatte, als er noch am Hofe war, den unüberlegten Vorsatz gehabt, ein ehrlicher Mann zu seyn, nie zu schmeicheln, keinen mächtigen Bösewicht erheben, und keinen rechtschaffenen Mann, in Ungnade, unterdrücken zu helfen. Es konnte also nicht fehlen, daß er nicht endlich ein Opfer der List und der Ränke der Hofschranzen werden mußte, und selbst in Ungnade kam; wenn man es Ungnade heißen kann, daß ein ehrlicher Mann der Abhängigkeit entzogen, und sich selbst, seinen Gütern, und seiner Familie wiedergegeben wird. Der Herr von D*** hatte seitdem, auf seinen Gütern im Hildesheimischen, im Schooße seiner Familie und als ein Vater seiner Unterthanen gelebt. Er hatte sich noch kürzlich nach seiner Pathe, der er in ihrer ersten

Jugend

*) S. Wilhelmine, S. 100.

Jugend sehr gewogen gewesen war, erkundigt, und dieß brachte den Hieronymus auf die Gedanken, daß Mariane bey ihm die sicherste Zuflucht finden könnte.

Er überlegte Abends mit seinem Reisegefährten, dem Verwalter, wie dieser Vorsatz am besten auszuführen sey. Denn seine Geschäffte riefen ihn auf eine weitere Reise, entfernt von seiner Vaterstadt; und hier wollte er Marianen auch nicht lassen, weil er wirklich das Geheimniß der Entführung nicht ergründen konnte, und noch mehrere Folgen davon befürchtete. Der Verwalter, dem Marianens Unfall sehr zu Herzen zu gehen schien, bestärkte ihn in diesen Gedanken; und um ihn zu beruhigen, schlug er vor, daß er Marianen mit sich nach Hause nehmen wollte, wo sie so lange bey seiner Frau bleiben könnte, bis seine Wunde völlig geheilt sey; alsdann wolle er sie selbst zum Hrn. von D***, der ihm sehr wohl bekannt war, bringen, und denselben auch vorher davon benachrichtigen.

Hieronymus billigte diesen Vorschlag, und die Gräfinn, die Marianen im Grunde herzlich liebte, und des Hrn. von D*** vortreffliche Eigenschaften kannte, war damit auch sehr wohl zufrieden. Sie nahm von Marianen den freundschaftlichsten Abschied, gab ihr, mit einer mütterlichen Fülle des Her-

zens, die weisesten Lehren und Erinnerungen, und beschenkte sie mit einer ansehnlichen Summe. Mariane empfand alles, was sie an dieser edlen Dame verlor, küßte ihr weinend die Hände, umarmte ihren Freund Hieronymus, und so stieg sie mit schwerem Herzen in den Wagen, und kam, in kleinen Tagereisen, in der Wohnung des Verwalters an.

Siebenter Abschnitt.

Der Verwalter gehörte zu den Leuten, von denen man zu sagen pflegt, daß sie wissen, wie es in der Welt zugeht. Diese Leute glauben bemerkt zu haben, daß diejenigen in der Welt am weitesten kommen, die sich um den Nutzen anderer viel weniger bekümmern, als um ihren eigenen, die niemand gutes thun, als den sie zu brauchen gedenken, und also den hülflosen Unglücklichen, der vor ihren Füßen niederfällt, liegen lassen, ohne ihn anzusehen, um sich zu dem zu drängen, der sie ein Paar Schritte weiter fortziehen kann. Mit diesen brauchbaren Grundsätzen war er in der Welt ziemlich fortgekommen; denn er war aus dem allerniedrigsten Stande bis zur Stelle eines Verwalters ansehnlicher adelicher Güter gestiegen, und verwaltete sie mit so gutem Erfolge,

folge, daß er eine Möglichkeit vorher sahe, er werde in einigen Jahren einen Theil davon kaufen können. Dabey hielt er freylich Recht und Unrecht für dasjenige, womit man entweder etwas vor sich bringen, oder in Gefängniß und Geldstrafe gerathen kann; so lange er also dieses nur nicht zu befürchten hatte, war sein Augenmerk beständig auf jenes gerichtet. Die Geschichte von Marianens Entführung, davon sie selbst die Veranlassung nicht anzugeben wußte, hatte ihn neugierig gemacht; er hatte also, unterdessen daß Mariane und Hieronymus auf dem Schlosse gewesen waren, einige Bedienten der Gräfinn, die sich in der Schenke, wo er abgetreten war, einfanden, über die vorhergehenden Begebenheiten und über die Gesellschaft, die auf den Schlosse gewesen war, ausgefragt, und aus allen Umständen den Schluß gezogen, daß der Oberste, dessen Neigung zu hübschen Mädchen er sehr wohl kannte, die Entführung könne veranstaltet haben. Er hütete sich aber wohl, davon etwas gegen Hieronymus und Marianen zu erwähnen; denn er glaubte, sich durch diese Entdeckung für das Pferd, mit welchem Sebaldus verloren gegangen war, und für die Wunde, die ihm seine unbefugte Neugier (denn was gieng's ihm eigentlich an, daß jemand auf der Land-

straße entführt wurde?) zugezogen hatte, reichlich bezahlt zu machen. Anstatt also Marianens Aufenthalt dem Freyherrn von D*** zu melden, so meldete er denselben lieber dem Obersten, und benennte ihm zugleich den Preis, um welchen er sie an einen ihm beliebigen Ort bringen wollte. Er gieng hiebey deshalb so offenherzig zu Werke, weil er im Laufe der Welt gefunden hatte, daß selbst vornehmere Leute, als er, die er, um seine Zwecke zu erlangen, zu bestechen nöthig gehabt hatte, wenn es wirklich ihr Ernst gewesen Wort zu halten, lieber vorher um den Preis ihrer Protektion gehandelt, als sich auf eine ungewisse Freygebigkeit verlassen hatten.

Der Oberste, der sich das Glück nicht hatte träumen lassen, Marianen sobald wieder zu sehen, noch weniger, sie in seiner Gewalt zu haben, gieng alle Bedingungen ein. Der Verwalter reisete also mit ihr fort, unter dem Vorwande, sie zu dem Hrn. von D*** zu bringen, und nahm ein Nachtlager auf einem der Güter des Obersten. In der Schenke war schon bestellt, daß sie nicht aufgenommen werden könnten, weil alles schon besetzt wäre. Der Verwalter fuhr also nach dem herrschaftlichen Hause, wo er den Aufseher zu kennen vorgab. Sie traten ab. Hier verließ er des Nachts heimlich Marianen, und

den

den folgenden Morgen bekam sie unvermuthet den Obersten zu sehen.

Der Oberste war ein Männchen, das, wie wir schon bemerkt haben, von seiner Person eine nicht geringe Meinung hegte. Er hatte zwey Jahr auf Universitäten reiten lernen, und Billard gespielt, hatte sich, etwan ein halbes Jahr vor erfolgtem Frieden ein Regiment gekauft, mit dem er verschiedenen Fouragirungen beygewohnt, es bey einigen Rückmärschen in der Avantgarde kommandirt, und es darauf wohlbehalten in die Winterquartiere geführt hatte. Die folgende Zeit hatte er meist am Hofe zugebracht. Aus diesem glorreichen Lebenslaufe glaubte er, müsse erhellen, daß er ein Mann sey, gelehrt, tapfer und voll Weltkenntniß. Er suchte alle Dinge zu affektiren, die ihm die Natur versagt zu haben schien. Unerachtet er in seinem ganzen Betragen flüchtig und läppisch war, so pflegte er doch gemeiniglich eine weise Miene anzunehmen, und den Zeigefinger an die Nase zu legen, wenn er gleich gar nichts tiefsinniges sagte. Unerachtet er unbeständig und veränderlich war, und dabey die Bequemlichkeit liebte, so redete er doch beständig von der Standhaftigkeit, von der Anstrengung und Anspannung der Kräfte, und von festen Vorsätzen, die man unverrückt ausführen

müßte.

müßte. Ob er gleich, durch frühzeitige Ausschweifungen, fast zu allen Wollüsten untüchtig war, so war doch Genuß immer sein drittes Wort. Nach dieser Beschreibung sollte man kaum glauben, daß ein solcher feyerlicher Hasenfuß in der menschlichen Gesellschaft nur habe erträglich seyn können, wenn man nicht täglich sähe, daß eine vornehme Geburt, eine Engländische Kutsche mit einem Zuge von sechsen, und ein ziemlich leidliches Angesicht, eben so große und grössere Thoren zu liebenswürdigen Kerlchen macht.

Unser Mann hegte übrigens den ersprießlichen Grundsatz, daß man in allen Vorfällen um sein selbst willen handeln müsse, und daß daher derjenige, der Kraft habe, denjenigen, der schwächer sey, ohne Bedenken zwingen müsse, seinen, als des Stärkern, Absichten zu folgen. Da nun das weibliche das schwächere Geschlecht ist, so folgerte er ganz natürlich, daß alle Mannspersonen ein unwidersprechliches Recht hätten, alle Frauenzimmer nach eignem Willen zu behandeln. Zwar gab er zu, daß Stand, Erziehung, Stolz, Sprödigkeit und Eigensinn, dem Frauenzimmer eine gewisse Art von zufälliger Stärke geben könne, die man Tugend nenne; aber er meinte auch, daß, wenn eine Mannsperson, neben der diesem Geschlechte eigenthümlichen Kraft, noch genugsamen

Ver-

Verstand habe, die schwache Seite eines Frauenzimmers zu finden, er unfehlbar über sie triumphiren werde. Da er sich nun Verstand in hohem Maße zutrauete, so ist leicht zu erachten, daß er überzeugt gewesen, kein Frauenzimmer könne ihm widerstehen.

Er griff also auch ungesäumt Marianen an. Ihre bisherige Zurückhaltung hielt er für Stolz. Wenn er diesem schmeichelte, glaubte er, wäre das meiste geschehen. Er begegnete ihr mit der größten Höflichkeit und Unterwürfigkeit. Er ersuchte sie, sein Haus als das ihrige anzusehen, bis der Verwalter zurückkäme, von dem er vorgab, daß er, wegen eines unvermutheten Geschäfftes, eine Reise von einigen Meilen gethan hätte, und versprach, daß er sie allenfalls in seiner eignen Kutsche weiter bringen wolle. Mariane ließ sich aber in dieser Falle nicht fangen. Sie bestand darauf, unverzüglich auf dem ersten dem besten Bauerwagen, oder auch zu Fuße, weiter zu gehen. Sie sagte dieß so dreist und ernsthaft, daß er seinen Angriff änderte. Seine glühende überschwengliche Liebe wurde vorgebracht; Mariane war die Göttinn, die er anbetete, zu deren Füßen er sich und sein ganzes Vermögen niederlegen wollte. Mariane, voll edles Unwillens, würdigte ihn keiner Antwort,

son-

sondern wollte stehendes Fußes weggehen, das äußere Zimmer aber war verschlossen. Er sagte ihr auf die höflichste Weise, sie solle in allen Dingen über ihn und sein Haus zu befehlen haben, den einzigen Punkt ausgenommen, daß sie sich nicht wegbegeben müsse. Mariane fragte voll Unwillen, wer das Recht habe, sie aufzuhalten? Er wendete wieder seine Liebe vor; er bat, er beschwur sie, er versicherte auf den Knien, sie habe von ihm nichts unanständiges zu besorgen; selbst ihrer Gesellschaft, so angenehm sie ihm sey, wolle er sich entziehen, wenn er ihr beschwerlich fiele. Mariane warf sich in einen Stuhl und weinte; er fuhr fort zu bitten und zu versprechen; und sie mußte der Gewalt nachgeben, und wider ihren Willen da bleiben.

Sie begab sich in ein ihr angewiesenes Zimmer Sie untersuchte sorgfältig, ob irgendwo ein verdeckter Eingang seyn könne; aber es war alles sicher. Sie frühstückte allein. Sie gieng nachher in den Garten. Sie bemerkte wohl, daß sie von verschiedenen Personen von fern beobachtet ward, und daß sie nicht werde entfliehen können; aber der Oberste ließ sich nicht sehen. Es giengen einige Tage hin, in denen sie alles empfand, was ihr itziger Zustand schreckliches, und

die

die Aussicht ins künftige beunruhigendes hatte. Der Oberste, der seinen Anschlag nie aus dem Sinne ließ, fand sich unvermuthet auf ihren Spaziergängen, wo ihm nicht auszuweichen war. Er begegnete ihr mit der größten Ehrfurcht. Sie konnte ihm zuletzt nicht abschlagen, zuweilen bey Tische, oder bey einem kurzen Spaziergange, in seiner Gesellschaft zu seyn. Er fuhr fort zu betheuren, daß er sie auf das innigste liebe, und daß er ihre Gegenliebe nicht zu erzwingen, sondern zu verdienen suchen wolle. Mariane fuhr fort, ihm aufs entschlossenste zu versichern, daß er ihre Gegenliebe auf keine Weise erhalten werde, daß er sie also nicht ferner quälen, sondern sie wegreisen lassen möchte; und sie selbst sann beständig auf ein Mittel, sich aus dieser unangenehmen Lage zu ziehen.

Der Oberste, der sich einen so starken Widerstand nicht vermuthet hatte, ward dadurch noch mehr erhitzt, und fieng an auf andere Plane zu sinnen, um seinem Zwecke näher zu kommen. Er wiederholte sich in Gedanken alle die sinnreichen Mittel, die von entflammten Liebhabern gebraucht worden, um bey ihren widerspenstigen Gebieterinnen zu ihrem Zwecke zu gelangen: z. B. die Ehe zu versprechen, und sein Wort nicht zu halten; die Ehe zu versprechen, und

sich durch einen verkleideten Kammerdiener trauen zu lassen; seiner Geliebten einen Schlaftrunk zu geben, und sich in ihr Schlafzimmer zu schleichen; im Fußboden ihres Zimmers eine Fallthüre machen zu lassen, oder durch einen Kamin hineinzusteigen u. s. w. Weil ihm diese aber sämmtlich nicht gefielen, nahm er seine Zuflucht zur Lesung der Geschichte der Klarissa Harlowe, um seine Einbildungskraft durch den Charakter des Lovelace anzufeuern, einen Charakter, den er beständig äußerst bewundert hatte, und nicht ohne Ursach, da ihm selbst Leibeskräfte und Geisteskräfte zum Guten und zum Bösen fehlten, um ein Lovelace zu seyn. Bey dieser Lektur fiel ihm auf, daß er das, was Lovelacen der Zufall gewährte,*) durch ausdrückliche Anstalt erlangen könnte. Er ließ wirklich eines Morgens, kurz vor Anbruch des Tages, in Marianens Vorzimmer ein Paar Vorhänge und ein Paar Bunde Stroh anzünden, und pochte nachher mit großem Getöse an ihr Zimmer, um sie aufzuwecken. Er glaubte gewiß, sie in der allerleichtesten Nachtkleidung zu treffen. Er irrte sich aber; denn Mariane, die von Anfang an sehr mißtrauisch gewesen war, hatte, ohne sich auszuziehen, in ihren ge-

wöhn-

*) S. Geschichte der Klarissa, Deutsche Uebersetzung, 5. Th. 7. Brief, S. 70. u. f.

wöhnlichen Kleidern geschlummert. Sie öffnete die Thür, voll Entsetzen, und da sie Rauch und Flammen zu Thür und Fenstern hereinschlagen sahe, ergriff sie nur ihre Tasche und Uhr, und folgte dem Obersten, der seine Beute, durch Dampf und Funken, in den Garten bis zu einem abgelegenen Gartenhause schleppte, wo sich Mariane athemlos niedersetzte. Der Oberste wollte ihre erste Bestürzung nützen, fiel ihr zu Füßen, wiederholte seine Liebeserklärung feuriger als jemals, und ward in kurzem so unbescheiden, daß ihn Mariane mit beiden Händen so heftig von sich stieß, daß das Männchen, welches, wie schon bemerkt, zwar in Worten, aber nicht an Kräften ein Herkules war, rücklings zu Boden fiel. Ehe er noch, vom Falle betäubt, aufstehen konnte, sprang Mariane in den Garten. Dieser war von dem daran stoßenden weitläufigen Park, durch eine hohe grüne Hecke gesondert, die an einer einzigen verdorrten Stelle niedriger war. Diese Stelle hatte sich Mariane bey ihren Spaziergängen schon längst genau bemerkt. Sie schaffte

sich da, durch die dürren zerbrechlichen Sträuche, leicht einen Weg in den Park, und da sie schnell das Ende desselben erreicht hatte, so lief sie gerade aus ins Feld, ohne sich umzusehen.

Ende des fünften Buchs.

Sechstes Buch.

Erster Abschnitt.

Es ist Zeit, daß wir zum Sebaldus zurückkehren, den wir auf dem Pferde des Verwalters verlassen haben, auf dem er voranritt, um in dem nächsten Dorfe, für die nachkommende Gesellschaft, eine Mittagsmahlzeit zu bestellen. Der Fuhrmann hatte ihn versichert, daß der Weg nicht zu verfehlen sey. Dieß war auch vielleicht einem Fuhrmanne nicht möglich, aber wohl einem Manne, wie Sebaldus, der selten ganz genau auf die Dinge Achtung gab, die um ihn waren, am wenigsten auf das Gleis einer Landstraße. Er war kaum einige hundert Schritte fortgeritten, als er anfieng, sich in eine Betrachtung über die zweyte Posaune in der Apokalypse zu vertiefen; dahingegen sein Pferd, welches fühlte, daß der

Zügel an der Mähne hinabhieng, sich kurz darauf an einen vier Schritt vom Wege stehenden Heuschober machte. Sebaldus merkte, nach einigen Minuten, daß das Pferd stille stand, und spornte es an, ohne es zu lenken. Es trabte daher gerade fort, über Wiesen und Brachfelder, bis es wieder auf einen Weg kam. Nachdem Pferd und Mann auf denselben ein Paar Stunden fortgeeilt hatten, wunderte sich Sebaldus, daß er noch kein Dorf vor sich sahe; doch ließ er sichs gar nicht träumen, daß er den rechten Weg könnte verfehlt haben. Nach einiger Zeit erblickte er ein Dorf. Er zweifelte gar nicht, daß es das rechte wäre; ritt vor den Krug, stieg vom Pferde, und übergab es einem vor dem Hause stehenden Knechte, der es seitwärts nach dem Stalle zu, führte. Er selbst gieng sogleich ins Haus, bestellte die Mittagsmahlzeit für vier Personen, und setzte sich in die Gaststube, um sich auszuruhen. Nachdem er so eine Weile unter einem Geräusche von vielen Menschen gesessen hatte, stand er auf, um seiner Gesellschaft entgegen zu gehen, weil er aus der Länge der verfloßnen Zeit schloß, daß sie schon dicht vor dem Dorfe seyn müßte. Er wanderte fort, das Gemüth voll von dem doppelten Vergnügen, seine Tochter bald wieder zu sehen, und eine neue Erklärung der zweyten Posaune

saune erfunden zu haben. Er hieng sonderlich diesem letztern Vergnügen so stark nach, daß er, nach geraumer Zeit, aus untrieglichen Kennzeichen merkte, er sey auf einem ganz andern Wege, als auf dem er gekommen war; denn er befand sich dicht vor einem andern Dorfe, und merkte, aus der Höhe der Sonne, es sey wirklich Mittag. Er eilte also zurück, und fand, zu seinem großen Erstaunen, daß die Gesellschaft noch nicht angekommen war. Er befürchtete, ihr möchte ein Unglück begegnet seyn, er foderte sein Pferd, um ihr entgegen zu reiten. Aber wie erstaunte er, da niemand von seinem Pferde etwas wissen wollte. Er hatte, wie es scheint, einen fremden Kerl für einen Knecht aus dem Hause angesehen, und ihm sein Pferd gegeben, der sich aber, so bald er sahe, daß Sebaldus im Hause war, darauf geschwungen und es fortgeritten hatte. Er war also um seine Gesellschaft und um sein Pferd gekommen, und hatte zum Troste nichts, als seine apokalyptische Entdeckung, und ein übergahres Mittagsessen auf vier Personen, davon er sich, so hungrig er war, doch nicht zu essen getrauete, weil er immer noch auf die Ankunft seiner Gesellschaft hoffte. Endlich nöthigte ihn der Hunger doch, sein Antheil davon zu verzehren, und die Wirthinn nöthigte ihn, das ganze zu bezahlen.

Er wartete diesen und noch ein Paar folgende Tage auf seine Gesellschaft, und war in der größten Verlegenheit, da sie nicht ankam. Er hatte weder den Namen des Dorfes, wo er auf sie warten sollte, noch den Namen der Gräfinn, noch den Namen ihres Gutes behalten. Er sahe sich also auf einmal wieder in die weite Welt versetzt. Sein einziger Trost war, daß er des Hieronymus Empfehlungsbrief an den Kammerjunker in Holstein, und noch so viel Geld bey sich hatte, um dahin zu reisen. Da er also von der Wirthinn erfuhr, daß die Post nach Holstein den andern Tag durch das Dorf gienge, so setzte er sich, ohne ferneres Verweilen, darauf.

Er kam in wenigen Tagen, ohne weitern Zufall, bey dem Kammerjunker an, der sich auf seinen Gütern aufhielt. Dieser hatte, als er am Hofe war, den Mangel des Verstandes durch reiche Kleider *) zu ersetzen gesucht. Nachdem er aber, durch seine Heurath mit einer reichen alten Wittwe, in den Stand gesetzt war, den Hof zu verlassen, und sich auf seiner Frauen Güter zu begeben, verdeckte er den oben gedachten noch immer fortdaurenden Mangel durch eine andere Art von Virtù. Er schaffte sich eine Sammlung von antiken und modernen Münzen und Gemmen,

*) S. Wilhelmine S. 99.

men, von Kopien und Abgüssen alter Stätuen und Basreliefs, und von allerhand ächten und unächten Griechischen und Römischen Alterthümern an. Diese Sammlung zu vermehren, zu ordnen, seinen Besuchern zu zeigen, und darüber zu schwatzen, war seine hauptsächlichste, einer verständigen und gelehrten so ähnlich scheinende Beschäfftigung, daß er sich oft selbst einbildete, er habe Verstand und Gelehrsamkeit. Freylich gieng es ihm mit seinem Kabinette zuweilen, wie sonst mit seinem Kleiderputze. Bey diesem mußte oft Straß anstatt Juwelen, Plüsch statt Sammet, und ein bunter Lack von Martin, statt Goldes dienen. Eben so war auch jenes, anstatt wahrer Alterthümer, Münzen und Gemmen, meist mit allerhand Lumpenzeuge angefüllt, welches den größten Werth davon hatte, daß es zerbrochen, beschmutzt und unbrauchbar war. Der kleine Mann war aber in allen antiquarischen Kenntnissen, durch die er hätte einsehen können, daß seine Alterthümer lange nicht alt genug wären, glücklicherweise so unwissend, daß ihm seine alten Lampen, Urnen, Opferbeile, Scheidemünzen und Petschafte, vollkommen eben das Vergnügen machten, was sie einem ächten Alterthumskenner würden gemacht haben, wenn sie tausend Jahre älter gewesen wären. Er hatte weiter keine

Kenntnisse, als die er aus einigen Kompendien und Journalen aufraffte, und die ihm diejenigen einprägten, die ihm Münzen und Gemmen verkauften. Er fand diese auch zu seinem Zwecke, sich als eine wichtige Person zu fühlen, so vollkommen hinlänglich, daß er nicht daran dachte, andere und bessere zu erwerben; zumal da er noch dabey die glückliche Gabe hatte, wenn er gelehrte Leute reden hörte, still zu schweigen, und das, was sie gesagt hatten, in der nächsten Viertelstunde wörtlich, als seine eignen Gedanken, zu wiederholen, welches in vielen Vorfällen beynahe eben die Dienste that, als ob er selbst gedacht und geurtheilt hätte.

Der hochwohlgeborne Kenner empfieng den Sebaldus mitten in seinem Kabinette, wo alle seine Herrlichkeiten zur Schau ausgestellt waren, sitzend auf einer Sella curulis, nicht zwar von Elfenbein, doch aber von weiß angestrichnem Holze, mit bloßem halbgeschornem Haupte, wie ein Römischer Konsul, und in einem Schlafrocke, der nach dem ächten Modell einer Trabea zugeschnitten war, welches ihm, gegen reichliche Bezahlung, von einem gelehrten Professor, war mitgetheilt worden, der ausdrücklich die Schneiderkunst gelernt hatte, um den ächten Schnitt dieses Römischen Feyerkleides endlich einmal herauszubringen;

wel=

welches so vielen grundgelehrten Leuten, die über die Kleidung der Alten geschrieben haben, vielleicht bloß deswegen noch bisher nicht hat gelingen wollen, weil sie alle nicht wußten, ob man einen Pelzmantel in die Länge oder in die Quere des Zeuges zuschneiden muß.

Nachdem er des Hieronymus Brief gelesen hatte, versicherte er den Sebaldus zwar sehr ernsthaft seiner Gnade; (denn seitdem er reich geworden, ergriff er gern jede Gelegenheit, wobey er den Mäcen spielen konnte;) doch bedauerte er es, daß er einen so grundgelehrten Mann, wie Sebaldus, nicht zu seinem Bibliothekar haben könnte, weil diese Stelle bereits durch einen gelehrten Magister besetzt worden, der ein Schwestersohn eines Mannes war, der ihm viele Alterthümer, und noch kürzlich einen raren Kameo, in ächten Ambra, und nicht etwa in Bernstein geschnitten, verkauft habe. Indessen lud er ihn doch auf den andern Morgen zum Frühstück ein.

Dieß letztere geschahe nicht sowohl des Sebaldus, als sein selbst wegen; denn, weil es seinen Nachbarn, die ohne dieß von allen Alterthümern aufs höchste alte Pokale und alte Bankothaler liebten, schon bekannt war, daß unser gelehrter Landjunker diejenigen, die er einmal in sein Kabinett bekommen konnte, so bald

nicht wieder herausließ, so konnte er nur sehr selten jemand finden, der es besehen wollte.

Der gute Sebaldus, der von aller Kennerschaft weit entfernt war, mußte, unter manchem Gähnen und Räuspern, wirklich über fünf Stunden aushalten. Zuerst ward er in einen Saal geführt, wo verschiedene Abgüsse von berühmten antiken Bildsäulen aufgestellt waren. „Man muß damit, sagte der Besitzer, schon „zufrieden seyn, weil man die Originale nicht haben „kann.„ Er gieng ziemlich geschwind dabey vorüber, doch fuhr er seiner Venus von Medicis sanft über den Rücken herunter, und fragte den ganz erstaunten Sebaldus, ob ihm derselben Hintertheile auch so wohl gefielen, als dem gelehrten Smollet.*) Ohne Antwort zu erwarten, wandte er sich schnell zu seinen geliebten originalen Antiken, bey deren Deutung er sich weitläufig aufhielt. Da war mehr als eine dickbäuchige Venus, und dickplünschige Minerva, desgleichen verschiedne Apolle, die wie Schneidergesellen aussahen, breitschultrige Merkure, und Jupiter mit spitzen Stirnen und aufgestutzten Nasen. Von da kamen sie in verschiedene Zimmer voll zerbrochner Urnen, Töpfe und Teller, voll rostiger Degenklingen und

Beile,

*) S. Smollets Reisen, nach der Deutschen Uebersetzung. S. 297.

Beile, und einer unzählichen Menge unbrauchbares Hausgeräthes, woraus mit Verwunderung zu ersehen seyn sollte, daß die Leute vor tausend Jahren Messer, Schnallen und Schlüssel gehabt hätten, beynahe eben so, wie wir. Von da traten sie ins Allerheiligste, wo die Gemmen und Münzen aufbehalten wurden. Mitten im Zimmer stand des berühmten **Lipperts Sammlung von Abgüssen** auf einem zierlichen Gestelle. Der Kammerjunker machte ein Paar Schubladen davon nachläßig auf, und sagte: „Sie sind ganz artig, aber doch nur Abdrücke, „ich halte auf Originale.“ Er besaß wirklich eine große Menge von plumpen und verzerrten Gesichtern, sehr stumpf in allerhand Steine geschnitten, denen er einen großen Werth beylegte. Er zeigte auch seine Münzen, auf deren vielen er dem Sebaldus den edlen Rost bemerken ließ. Sie waren alle unverfälscht antik, und zu mehrerer Bequemlichkeit in sehr dicke Pappen gefaßt, so daß man Seite und Rückseite, nicht aber die Ränder sehen konnte. Er versicherte, daß diese Einrichtung sehr niedlich wäre, und daß ihm die ganze Sammlung von einem gelehrten Antiquare, so gefaßt, sey verkauft worden. Was er aber mehr, als alles, zu schätzen schien, war eine Sammlung von Belagerungsmünzen und

Noth-

Nothmünzen. Er hatte in der That viele Stückchen gestempeltes Blech, Zinn und Leder, nebst Stückchen von silbernen Tellern mit allerley Figuren. Er sagte, mit erhabener Nase, er besitze nicht wenig solche Münzen, die selbst der berühmte Klotz in seinem gelehrten Werkchen de nummis obsidionalibus nicht gekannt habe, und er hoffe in kurzem ein kapitales Stück zu erhalten, nehmlich eine Nothmünze, in einer der Festungen geschlagen, die der berühmte Oberste Shandy durch seinen Feuerwerksmeister Trim mit ledernen Kanonen beschießen ließ.

Indem er so mit großem Eifer seine Seltenheiten herausstrich, erblickte er von ungefähr an des Sebaldus Finger dessen Petschierring, worinn ein Anker gegraben war. *) Ey! rief er aus:

„Ey! Was für eine schöne Antike haben Sie da?

„Sebaldus versicherte ihn, daß der Ring sehr modern sey, und von einem Petschierstecher in einer kleinen Stadt in Thüringen sey gegraben worden.

Der Antiquar versetzte, mit sonderbar schlauer Miene:

„Ja! ja! aber, ob er gleich modern ist, so möchte „ich ihn doch wohl haben. Die Kamern ::: von einer „gewissen Farbe, ::: von einem edlen Ziegelroth :::

gefal-

*) S. Wilhelmine S. 50.

„gefallen mir. Ich will ihn Ihnen abkau„fen.„

Sebaldus antwortete: er habe diesen Ring bisher zum Andenken seiner Wilhelmine getragen, wenn er aber würdig sey, in dieses Kabinett aufgenommen zu werden, so wolle er ihm solchen schenken. Der Kammerjunker ließ sich die Schenkung nochmals mit einem Handschlage bestätigen; und nun konnte er seine versteckte Freude nicht mehr bergen. Er drückte dem Sebaldus die Hand, zeigte ihm hin und wieder ein Pünktchen auf dem Steine, versicherte, mit selbstzufriedner Miene, er sey ein Kenner antikern Arbeit; der Stein, sey ungezweifelt, ächt antik, und für ihn unschätzbar, weil er eine Form von Ankern abbilde, die weder Bayfius noch Amnelius, in ihren Werken de re nautica veterum angeführt hätten. Nunmehr nahm er den Sebaldus, welcher verstummte, und sich nicht getraute, dem gelehrten Kenner zu widersprechen, im Ernste in seine Protektion, gab ihm sogleich ein Zimmer in seinem Schlosse ein, und verschaffte ihm, in wenig Tagen, die Stelle eines Hofmeisters bey dem Sohne eines Pfarrers in einem benachbarten Städtchen.

Sebaldus schrieb an seinen Freund Hieronymus, um ihm die Unfälle seiner Reise, seine Ankunft bey dem

dem Kammerjunker, und seine Beförderung zu melden; bat ihn um Nachrichten von Marianens Aufenthalte, und gieng darauf nach seinem neuen Posten, zum Archidiakon Mackligius ab.

Zweyter Abschnitt.

Der Archidiakon Mackligius hatte weder viel gute noch viel böse Eigenschaften. Er hatte gerade so viel studiret, als er zum Predigen und zum Beichtesitzen für nöthig hielt, das heißt, sehr wenig. Er hatte, von seinen Kandidatenjahren an, einen sehr hellklingenden vernehmlichen Tenor gepredigt, welcher der sämmtlichen erbgesessenen Bürgerschaft sehr gefallen hatte; daher war er auch frühzeitig zum Diakon an einer Kirche seiner Vaterstadt erwählt worden. Mit der Zeit rückte er nicht allein in die Archidiakonatsstelle, sondern ein Edelmann, der die Pfarre eines nahe an der Stadt gelegenen kleinen Fleckens zu vergeben hatte, welche gewöhnlich das Filial eines Stadtpredigers war, gab ihm dieselbe, neben seinem Archidiakonate, zu verwalten.

Mackligius hatte, beym Antritte seines Amts, alle Bücher, die man in diesem Winkel Holsteins für symbolisch

bolisch hielt, unbesehen beschworen, und was in der besondern Formula committendi dieses Städtchens von ihm verlangt wurde, ohne Umstände unterschrieben. Er war dabey sehr beruhigt, weil er nunmehr, durch einen heiligen Eid, der Mühe überhoben zu seyn glaubte, über die sämmtlichen in den symbolischen Büchern enthaltenen Lehren weiter nachzudenken. Er wußte zwar wohl, daß es noch erlaubt sey, dieselben in der Absicht ferner zu untersuchen, um mehrere Beweisgründe dazu aufzufinden; er fand aber weislich für gut, dieses zu unterlassen, weil er gar nicht einsehen konnte, wozu noch mehrere Beweisgründe nöthig seyn sollten, da alle Geistlichen, durch einen schweren Eid, sie zu lehren verpflichtet waren, und da man, seit mehr als hundert Jahren, in den Marschländern kein Beyspiel wußte, daß ein Laye einen Zweifel darüber gehabt hätte; auch in unvermuthetem Falle leicht abzusehen war, daß man einen solchen, durch Versagung der Absolution und Wegweisung vom Abendmahl, genugsam würde im Zaume halten können. Er hielt sich also im Gewissen verbunden, die Zweifel, die ihm zuweilen, obwohl sehr selten, aufstießen, denen zur Verantwortung zu überlassen, von denen er war vereidet worden. Da er nun also bloß zu lehren, nicht aber zu untersuchen

hatte,

hatte, so konnte er sein Amt beynahe ganz mechanisch ausüben. Die Zeit, die ihm davon übrig blieb, brachte er, zur Motion, mit Graben und Pflanzen in seinem Pfarrgarten zu; denn er war ein großer Kenner und Liebhaber von allen raren Nelkenarten und Tulpenzwiebeln, und zog sie in großer Volkommenheit. Eine unverdächtige Beschäfftigung. Denn man will bemerkt haben, daß die Liebhaber derselben weder in der Kirche noch in dem Staate Unruhen zu erregen pflegen. Er hielt auch viel auf Federvieh, welches er täglich selbst zu füttern, und seine tolligen Hühner, eine nach der andern, beym Namen zu sich zu rufen pflegte. Daneben hatte er auch einen schönen Taubenschlag, der ihm manche halbe Stunde vertrieb. Bibelfest war er sehr, und konnte bey aller Gelegenheit Sprüche anführen; welches ihm, wenn sich der Innhalt auch gar nicht zur Sache schickte, sondern nur etwan ein Wort einen ähnlichen Klang hatte, nicht unerbaulich schien. Sonst las er eben nicht sonderlich viel Bücher, und weil er meist aus dem Stegereife predigte, so kam auch das Schreiben selten an ihn, außer, daß er akkurate Listen von allen bey ihm beichtenden Kommunikanten hielt, und selbige wöchentlich nachtrug. Er hatte sie in so guter Ordnung, daß er mit Einem Blicke über-

sehen konnte, wer in dem vorigen Vierteljahre nicht gebeichtet hatte. Ein solches Beichtkind zeichnete er sich an, um, so bald sichs thun ließ, bey demselben einen Hausbesuch abzustatten; wobey er denn, gegen die Verächter der Beichte ein wenig zu eifern pflegte, weil er wirklich auf diesen Glaubensartikel am strengsten hielt. Sonst that er niemand etwas böses; und ob er gleich, wenn es sein Evangelium mit sich brachte, auch von der Kanzel weidlich auf die Sünder zu schelten wußte, so war er doch, im gemeinen Leben, ein ganz umgänglicher Mann, der, wenn sich jemand an ihn wendete, gern mit Rath an die Hand gieng, auch zuweilen mit That, nur nicht mit Gelde, welches, wie wir der Wahrheit zur Steuer bekennen müssen, dem ehrlichen Mackligius ziemlich fest ans Herz gewachsen war.

Eben auch die Begierde, seine Einkünfte nicht zu vermindern, bewog ihn, den Sebaldus in sein Haus zu nehmen, und der Unterricht seines Sohnes war eigentlich nur eine Nebensache. Denn da Ehrn Mackligius der heilsamen alten Meinung war, daß man auf Schulen die menschlichern Studien, (humaniora) das heißt, bloß Wortkenntniß treiben müsse, daß hingegen die wenige Sachenkenntniß, die ein Theologe braucht, sehr füglich bis zur Universi-

tät verspart werden könne: so bestand die Unterweisung des jungen Heinz Mackligius beynahe bloß darinn, daß er wechselsweise ein Pensum aus Dieterici Institutionibus catecheticis, aus Rhenii Grammatica latina, und aus Welleri Grammatica graeca auswendig lernen mußte, und nebenher ein wenig Hebräisch buchstabierte. Nun hatte Heinz Mackligius (der, nach dem, was man in frühen Jugendjahren an ihm bemerkt hat, zu urtheilen, gewiß noch ein Pfeiler der orthodoxen Kirche werden muß,) eine so glückliche Gabe, Regeln, die er nicht verstand, auswendig zu lernen, daß er seinem Lehrmeister beynahe gar keine Mühe machte. Sein Vater hatte daher dessen Unterricht, neben seinem Predigtamte, Gartenbaue und Hühnerfütterung, ganz gemächlich abwarten können; würde also auch wohl nicht daran gedacht haben, für denselben einen Hofmeister anzunehmen, wenn ihm nicht, bey herannahendem Alter, das Predigen in seinem Filiale allzubeschwerlich geworden wäre. Der Weg war weit, und wenn er, nach geendigter Predigt, in der Sakristey den Klingebeutel ausschüttete, so schien er ihm nicht halb bezahlt zu seyn. Er ward darüber so verdrießlich, daß er einst das Filial ganz aufgeben wollte. Nachdem er aber überlegt hatte, daß die Artikel des Beichtgeldes, der Taufen, Trauungen

gen und Beerdigungen, in der Haushaltung ein Loch machen würden, ungerechnet noch die Käse und Butter, nebst den fetten Hammeln und Gänsen, woran die gottseligen Marschlandsbauern ihren Seelenhirten keinen Mangel leiden ließen: so ward er ganz unruhig, und wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte.

Endlich fiel er auf den glücklichen Einfall, daß er einen Hofmeister für seinen Sohn annehmen, und demselben die sonntäglichen und meisten festtäglichen Predigten im Filiale auftragen wollte. Die Einkünfte des Klingebeutels dachte er ihm zum Hofmeistergehalte anzuweisen, das Beichtgeld hingegen, nebst den Taufen, Trauungen und Leichengebühren, behielt er sich selbst vor. Auf diese Art hatte er klaren Vortheil. Er wälzte den Unterricht seines Sohnes, und die beschwerlichen Filialpredigten, von sich ab, und doch wurden seine Einkünfte nur um etwas sehr weniges vermindert.

Dieses sehr wenige war indessen, nebst freyer Wohnung und Kost, für den genügsamen Sebaldus ganz hinlänglich. Er trat also sein doppeltes Amt mit herzlicher Zufriedenheit an, unterwies seinen Zögling, und predigte jeden Sonntag fleißig. So lebte er einige Wochen lang sehr geruhig, bis ein kleiner Um-

stand seine Ruhe störte, und in dem ganzen Städtchen einen unvermutheten Rumor erregte.

Dritter Abschnitt.

Es hatten damals die Herren Landprediger, zwey Meilen in die Runde um dieses Städtchen, ein sehr nützliches Institut angefangen, das wir allen Landpredigern, innerhalb und außerhalb Holstein, zur Nachahmung höchlich anrathen wollen. Es ist ein sehr gemeiner, und sehr oft nicht ungegründeter Vorwurf, den man den Landpredigern macht, daß sie auf dem Lande selbst zu Bauern und Kossäthen werden, und gänzlich vergessen, daß sie Gelehrten sind. Die Hauptursach davon ist wohl, daß sie, außer etwan auf Synodalversammlungen oder auf Wittwenkassenberechnungen, selten zusammenkommen. Sie erfahren daher nichts von dem, was in der gelehrten Welt vorgehet, und verlieren also alle Lust, sich um gelehrte Sachen zu bekümmern, die ganz außer ihrem Gesichtskreise liegen.

Diesem Uebel vorzubeugen, war, auf Veranlassung des jüngsten Diakonus in der Stadt, Ehrn Pypsnövenius, unter den sämmtlichen Landpredigern dieser Diöces die Verabredung genommen worden,

daß

daß sie, besonders im Sommer, alle Freytage Nachmittags zur Stadt kamen. Sie ließen sich zuvörderst sämmtlich balbieren, auch sollen sie wohl, unter der Hand, Dispositionen von vorjährigen Predigten gegeneinander ausgewechselt haben, die dadurch auf dieses Jahr wieder brauchbar wurden. Alsdann begaben sie sich zu Ehrn Pypsnövenius, wo sie die neuen Stücke der Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit allemal auf dem Tische fanden. Wenn diese gelesen, und darüber diskurirt worden war, so wurden wohl, wenn es die Zeit erlaubte, noch andere neue oder nützliche Bücher vorgelesen: z. B. des Hrn. D. Heins patriotischer Medikus, die in Bützow herauskommende Sammlung vermischter Schriften des tiefsinnigen Hrn. Reinhard, verschiedene Deutsche Schriften des Hrn. D. Crusius, als, der Gnomon, oder Zeiger zum richtigen Verstande des Propheten Jesaias, der Plan der Offenbarung Johannis, die Prophetische Theologie u. a. m. desgleichen einige aus Rudolstadt eingeschickte Einladungsschriften des Hrn. Direktor Ulrich, oder Leichenpredigten des Hrn. Inspektor Biel, die neuesten Lateinischen Verse der Hamburgischen Gymnasiasten, auch wohl einige ungedruckte neue exegetische Entdeckungen des Hrn.

Erichson in Storkow, oder neue dogmatische Erinnerungen von Hrn. Paulsen in Wedel, oder neue politische Remarken und Epigrammen von Hrn. Westphal in Tönning.

Wenn dieses vorbey war, wurde um sechs Uhr, damit die fremden Gäste beyzeiten nach ihrer Heimath zurückreisen konnten, gegen eine gesetzte Zeche von sechs Lübschillingen, eine Abendmahlzeit von Holsteinischem Rauchfleische und Schlackwürsten, nebst gutem altem Eutiner Biere, aufgetragen. Dabey erzeigte sich die Gesellschaft fröhlich, und jeder der Gäste erzählte dann, was an seinem Orte merkwürdiges vorgefallen war. Jubelhochzeiten, Zwillinge, oder Drillinge, Kälber mit sechs Füßen, oder Hunde mit zwey Köpfen, Mordgeschichten und Hagelschaden, wurden nicht leicht übergangen. Eine Neuerung in der Lehre oder in der Kirchenzucht aber durfte kaum irgendwo aufducken, so ward sie unfehlbar in dieser Versammlung angezeigt, die auswärtigen herzlich beseufzet, die innländischen aber, (die freylich sehr selten vorfielen,) zur Ahndung empfohlen. Durch diese Anstalt ward die Reinigkeit der Lehre in diesem ganzen Kirchsprengel nicht wenig befördert; denn Ehrn Pypsnövenius trug das, was in der Versammlung berichtet worden war, jederzeit den folgenden Sonntag, nach geendigter

ter Vesper, dem Kirchenprobste Ehrn D. Puddewustius zu, der denn, nach Beschaffenheit der Umstände, die weisesten Maßregeln nehmen konnte.

Einst berichtete auch, in dieser Versammlung, einer der Landprediger, Ehrn Suursnutenius, daß sein Schulmeister, ein Leinweber, und feiner wachsamer Mann, der die symbolischen Bücher ad unguem auswendig wisse, am vergangnen Sonntage in dem Filiale Ehrn Mackligii, von dessen Informator eine Predigt gehört habe, worinn behauptet worden, „daß „man die Christen von andern Religionsparteyen „als seine Brüder lieben müsse.„ Ehrn Suursnutenius setzte für sich hinzu, hieraus würde folgen, daß man auch die Kalvinisten als seine Brüder lieben müsse, welcher Satz, bey itzigen Umständen, um so viel bedenklicher sey, da ja bekanntlich, aller Vorstellungen Rev. Ministerii ungeachtet, verschiedene Kalvinische Tuchmacher in der Stadt das Bürgerrecht erhalten hätten, zum großen Schaden und Aergerniß der alt-evangelischen Einwohner, die noch wohl würden in Hütten und Keller weichen, oder gar den Wanderstab ergreifen müssen, wenns so fortgienge. Noch wolle der Schulmeister erzählen, der Informator habe auch gepredigt, „Gott sehe aufs Herz, und „nicht auf die Lehre; man müsse daher auch tugend-

„hafte Juden und Heiden nicht geradezu verdam„men.„ Er Suursnutenius aber, wolle, weils gar zu arg seyn würde, der Christlichen Liebe gemäß, glauben, der Schulmeister könne auch hierinn wohl falsch gehört haben.

Die Gesellschaft gieng auseinander. Aber diese Nachricht wurde, wie gewöhnlich, den folgenden Sonntag von Ehrn Pypsnövenius dem Kirchenprobste D. Puddewustius, wieder erzählt. D. Puddewustius schüttelte ziemlich den Kopf, fragte nochmals nach den Umständen, und schüttelte wieder. Er stieß manches Hum und Hem aus, legte zwey oder dreymal den linken Zeigefinger an die Nase, und, nach reifer Ueberlegung, entschloß er sich, bey dem Archidiakonus Ehrn Mackligius nähere Anfrage zu thun.

Um bey der nähern Untersuchung dieser wichtigen Angelegenheit destoweniger Aufsehen zu machen, besuchte der Probst und der Diakon den Archidiakon den Montag nach Tische, als ob es nur von ungefähr im Vorbeygehen geschehe. Sie fanden ihn im Garten, im Kamisole, eine alte Nachtmütze auf dem Kopfe, und eine Schürze vorgebunden, die Spare in der Hand, beschäfftigt, den vorher auf ein Salatfeld ausgebreiteten Dünger, unterzugraben.

Bey

Bey der unvermutheten Ankunft des Probstes war zwar der Archidiakon ziemlich betroffen, er holte aber gar bald aus dem naheliegenden Gartenhause eine genähte baumwollne Perücke, nebst einer alten Summarie, die ihm im Hause statt eines Schlafrocks diente, so daß es, weil der Kirchenprobst sehr langsam einhergieng, und der Archidiakon sich sehr geschwind umzog, nicht lange währte, bis letzterer im Stande war, seinen geistlichen Obern zu empfangen.

Nach den ersten Bewillkommungskomplimenten, nachdem die Materie vom schönen Wetter abgehandelt, und die Nachfrage nach dem Flusse in der Schulter und den Rückenschmerzen, denen Se. Hochwürden zuweilen unterworfen waren, geendigt war, kamen die Klagen über die schlechten verderbten Zeiten, bey welchen die in der Stadt angesetzten Kalvinischen Tuchmacher erwähnt wurden; und hievon kam D. Puddewustius ganz natürlich auf die Predigt, die Sebaldus von der Liebe gegen Mitglieder anderer Religionsparteyen sollte gehalten haben. Ehrn Mackligius war über den Innhalt derselben nicht wenig bestürzt. Er versicherte, daß er an keinem seiner Hausgenossen solche irrige Lehre leiden würde. Er wolle sogleich den Informator rufen lassen, daß er sich selbst in Gegenwart Sr. Hochwürden verant-

worte. Der Probst aber wollte dieß nicht gestatten, damit es nicht etwan in der Stadt ein Aufsehen geben möchte. Er ermahnte nur Ehrn Mackligium, seinen Informator insgeheim zu vernehmen, ob er wohl wirklich so gelehrt habe, und ihn für fernerer Neuerung in der Lehre ernstlich zu warnen, in weitern Uebertretungsfall aber ihn ganz abzuschaffen. Er versicherte, aus der Erfahrung zu haben, daß die Hornviehseuche durchs Todschlagen der kranken Häupter, und die Heterodoxie durch Absetzen und Wegschaffen der irrigen Lehrer am sichersten vertilgt würden, und daß, in beiden Fällen, alle anderen Mittel zu weitläufig und überdieß zu unkräftig wären. Hiemit nahmen die beiden Gäste Abschied.

Vierter Abschnitt.

Mackligius ließ den Sebaldus sofort rufen, und fragte ihn über den Innhalt seiner am Sonntage vor acht Tagen gehaltenen Predigt. Sebaldus läugnete nicht, daß der Innhalt so gewesen, wie ihn der Küster angegeben hatte. Der Archidiakonus erstaunte zwar nicht wenig, weil er aber sonst mit seinem Informator wohl zufrieden war, und auf so leidliche Bedingungen nicht so bald einen andern zu erhal-

erhalten hoffen konnte, so gab er sich die Mühe, die er sich sonst nicht leicht gab, einen Versuch zu machen, ihn zu überzeugen, daß er sich auf einer gefährlichen Lehre habe betreten lassen, der er nothwendig absagen müsse.

Seb. Und was ist an dieser Lehre verwerfliches? Gebietet uns nicht die Schrift, unsern Nächsten zu lieben, als uns selbst? Ist davon derjenige unserer Nebenmenschen ausgenommen, der in Glaubenssachen anders denkt, als wir?

Mackl. Dieß will ich nun freylich eben nicht sagen; nur dünkt mich, in Absicht auf die Sektirer ists κατ᾽ ἀντιφρασιν gesagt, daß sie unsere Nächsten seyn sollen. Wir mögen sie immer lieben, wenn sie nur weit weg sind. Wenigstens in dieser guten Stadt ist es nun einmal der Grundverfassung gemäß, daß nur bloß rechtgläubige Lutheraner darinn wohnen können, und dabey muß man fest halten. Es ist also hier sehr bedenklich, zu predigen, daß man die Irrgläubigen lieben soll; denn wenn sie erst wissen, daß wir sie lieben, so werden sie auch bey uns wohnen wollen. Da gehts denn immer weiter. Dann würden auch symbolischen Bücher kaum mehr helfen, und es würde keine Einigkeit und Reinigkeit der Lehre mehr da seyn. Haben sich nicht so bey uns die Kalvinischen

Tuch-

Tuchmacher eingenistelt? Was half das Widersprechen? Selbst der billige Vorschlag wurde verworfen, daß jede Kalvinistische Feuerstelle dem Pastor ihres Kirchspiels jährlich einen Portugalöser abgeben sollte, weil doch sonst die Jura Stolæ litten, indem auf demselben Flecke ein rechtgläubiger Lutheraner hätte wohnen können. Ach! lieber Herr Magister, bey der einmal festgesetzten Grundverfassung muß man halten, es geht sonst nicht.

Seb. Und doch steht von solchen Grundverfassungen, die unserm Nebenmenschen nicht die Luft gönnen wollen, im ganzen Neuen Testamente nicht ein Wort. Jura Stolæ, symbolische Bücher, und dergleichen Dinge mehr, sind auch darinn nicht geboten.

Viel Disputirens war Mackligius Sache nicht: Er wollte sich also weiter nicht auf Gründe einlassen, sondern rief nur ängstlich aus: „Die Grundverfassung unserer Stadt ist einmal nicht zu ändern: „Auf die symbolischen Bücher sind wir auch verpflichtet. Man muß keine Neuerungen gestatten. Die „Verbindung ist einmal unverbrüchlich festgesetzt, und „eidlich bestätiget, daß wir bey der alten Lehre bleiben, und uns jeder fremden Lehre standhaft widersetzen wollen; und nun kann man nicht wieder untersuchen, sondern die Sache muß ganz und gar ihr

Bewen-

„Bewenden haben. Wir können nun einmal keine „Irrlehrer, Kalvinisten u. d. gl. bey uns haben, also „muß man auch nicht lehren, daß man sie lieben müsse.„

Sebaldus mochte immer einwenden, die Vernunft sage uns, eine ungereimte Verfassung könne gar wohl verändert werden, und eine Verbindung, die sich auf Unwahrheit stütze, könne nicht verbindlich seyn. Vergebens! Mackligius blieb dabey, daß, wenn man eine Verbindung einmal eingegangen sey, man dabey fest verharren müsse, sie sey beschaffen, wie sie wolle. Auf die Vernunft müsse man in Glaubenssachen überhaupt gar nicht achten. Man müsse sich dem fügen, was die Voraltern festgesetzt haben; und so drang er dem Sebaldus einen Handschlag ab, daß er ferner solche Lehren, die den Irrgläubigen könnten vortheilhaft seyn, gar nicht predigen, sondern sie lieber ganz mit Stillschweigen übergehen wolle.

Einige Tage darauf sollte im Filiale ein Kind eines Schiffers, getauft werden. Mackligius gieng mit dem Sebaldus hinaus. Als der erstere an den Taufstein trat, erblickte er einen Pathen, den er nicht kannte. Er ließ ihn in die Sakristey treten, um sich näher zu erkundigen, und erfuhr, zu seiner nicht geringen Bestürzung, daß er ein reformirter Kaufmann aus Bremen

men sey. Mackligius sagte ihm darauf gerade heraus, er könne ihn nicht zum Taufzeugen annehmen, weil Rev. Ministerium noch kürzlich sich verbunden habe, niemals einen reformirten Pathen bey irgend einer Taufe zuzulassen. Der Kaufmann wunderte sich hierüber nicht wenig; der Schiffer, dessen Rehder der Kaufmann war, und dem zu gefallen er ausdrücklich von Bremen über die Elbe gekommen war, erschrak sehr. Man suchte den Mackligius zu überreden, man ward hitzig; aber er war unbeweglich.

Der Kaufmann faßte sich endlich, und sagte: Wollen Sie mir nicht erklären, Herr Pastor, was bey einem Taufzeugen das Wesentliche, und was dabey das Zufällige ist?

Ich merke schon, rief Mackligius, daß Sie etwas von Mitteldingen, von Adiaphoris, schwatzen wollen; das gehört aber gar nicht hieher.

Nicht doch! versetzte der Kaufmann, vom Wesentlichen und Außerwesentlichen wollen wir reden. Meinen Sie nicht, das Wesentliche eines Taufzeugen sey, daß er bezeuge, wenn es nöthig ist, daß das Kind getauft worden, und daß er, in Ermangelung der Aeltern und Vormünder, für des Täuflings Erziehung sorge?

Mackligius konnte dieß nicht läugnen.

Und

Und nun! fuhr der Kaufmann fort, ist nicht das Opfer, das ins Becken geworfen wird, etwas zufälliges?

Mackligius, nach einigem Stocken, bejahete es.

Gut! sagte der Kaufmann, hören Sie also einen Vorschlag zum Vergleiche: Ich will, weil es denn Rev. Ministerium nicht anders haben will, allen wesentlichen Pflichten eines Taufzeugen entsagen. Ich will jedermann in Ungewißheit lassen, ob das Kind getauft worden; ich will mich hüten, für seine Erziehung zu sorgen, und wenn es auch Vater und Mutter verlieren, und von seinen Vormündern verlassen werden sollte. Kann mir denn nun wenigstens nicht erlaubt werden, das Zufällige eines Taufzeugen zu verrichten, und, nach vollbrachter Handlung, diese Dukaten ins Becken zu opfern?

Mackligius war in keiner geringen Verlegenheit. Endlich bewog ihn die Distinktion des Kaufmanns, und das Bitten des Vaters, für diesesmal einen reformirten Taufzeugen zuzulassen.

Kaum waren sie wieder zu Hause angekommen, so rückte ihm Sebaldus vor, daß er nicht nach seinen eignen Grundsätzen handele. Denn, wenn eine feyerliche Verbindung unverbrüchlich müste gehalten wer-

werden, so würde er Unrecht haben, wider dieselbe, einen reformirten Taufzeugen anzunehmen.

Ja! rief Mackligius, ein wenig verlegen, dieß war eine Ausnahme. Zudem sahe ich wohl, der Bremer war ein ganz guter Mann, der sich gerade bey uns nicht wird niederlassen wollen.

Seb. Ey! nun sey Gott Dank! Wenn nur Ein Mitglied einer andern Konfession ein guter Mann ist, so mögens auch wohl mehrere seyn. Ich kann also auch wohl eine Ausnahme von dem Ihnen gethanen Versprechen machen; denn warum sollten wir solche gute Leute, wie der Bremer Kaufmann und seine Glaubensgenossen sind, nicht lieben? —

Mackl. Herr Magister! Ich bitte Sie sehr, fangen Sie ja nicht wieder an, so zu predigen; Sie können sonst sich und mich unglücklich machen. Wozu wollen wir denn die Kalvinisten, und dergleichen Leute, so sehr lieben? Im Lande dürfen sie sich doch nicht weiter ausbreiten, als sie leider! bereits gethan haben; denn es muß Ein Glaube, Ein Hirt und Eine Heerde im Lande seyn, sonst kömmt alles in Unordnung.

Seb. O! damit schrecken Sie mich nicht! Ich komme eben itzt aus dem Brandenburgischen, wo Menschen von zwanzigerley Religionsgesinnungen

meist

meist ganz friedlich neben einander leben; und wenn sie sich ja zuweilen ein wenig zanken, so bleibt doch alles im Staate in sehr guter Ordnung. Lassen Sie uns nur nicht wähnen, daß alle Wahrheit bey unserer Religionspartey zu Hause sey; lassen Sie uns vielmehr untersuchen, ob diejenigen, die wir für Irrlehrer halten, nicht mehr Wahrheit mögen gefunden haben, als wir, und dann finden wir vielleicht, daß wir sie verehren und lieben müssen. Ich wiederhole nochmals, lassen Sie uns untersuchen, und lassen Sie uns keine Verabredung, kein Lehrgebäude, kein symbolisches Buch aufhalten, wenn wir Wahrheit suchen und finden können.

Mackl. Ach! mein lieber Herr Magister! Sie wollen doch immer so viel spekuliren! Diese Sucht mögen Sie wohl aus dem leidigen Brandenburgischen Lande mitgebracht haben. Da solls arg zugehen; da soll alles voll Rotten und Sekten seyn. Das kömmt her von dem unchristlichen Vernünfteln! Da wird immer einer an dem andern irre! Und wenn denn einem auch hin und wieder ein Zweifel einfält, so ists ja besser, man unterdrückt ihn gleich. Dieß ist viel kürzer und besser, als daß man davon viel Redens macht, darüber denn andere auch irre gehen. Nein! lassen Sie mir immer die Lehrformeln und die symbolischen Bücher

in Ehren. Sie sind, aufs wenigste gerechnet, ein nothwendiges Uebel. Da ist ja so vieles in der Bibel, aus dem man sich sogleich nicht finden kann, und man würde seine ganze Lebenszeit untersuchen müssen, was man glauben soll, wenns nicht in der Augspurgischen Konfession vorgeschrieben wäre.

Seb. Schön! Aber dieß ist eben dasselbe Argument, das die Katholiken für die unfehlbare Autorität der Kirche anführen. Wir selbst können, sagen sie, die Bibel nicht hinlänglich erklären, dieß thut die Kirche für uns; darum müssen wir glauben, was die Kirche glaubt. Also hätten wir bey der Reformation nur Eine Unfehlbarkeit mit der andern verwechselt, der wir blindlings trauen müßten. Wenn also der Pabst die Augspurgische Konfession gemacht hätte, so würden Sie, Herr Pastor, ohne Bedenken ein Papist seyn.

Mackl. Behüte mich Gott! was reden Sie? Herr Magister! Herr Magister! Sie wissen ja, daß ich der ächten ungeänderten evangelischen Lehre zugethan bin.

Seb. Ja! dem Buchstaben nach, aber nicht dem wahren Geiste nach. Eine blinde Unterwürfigkeit unter die Aussprüche der geistlichen Obern ist nicht der wahre Geist des Protestantismus. Von der

der Lehre, die wir glauben sollen, müssen wir überzeugt seyn, und um davon überzeugt zu seyn, müssen wir sie untersuchen. Die bloße blinde Annehmung einer Lehre, weil sie in einem Buche verzeichnet ist, es mag dieß Buch Bibel, symbolisches Buch, oder wie man sonst will, heißen, ist keine sichere Ueberzeugung. Sollen wir überzeugt werden, so müssen wir untersuchen, und erst dann, wann wir durch vernünftige Untersuchung von einer Wahrheit überzeugt sind, kann sie moralische Wirkungen veranlassen.

Mackl. Aber, Herr Magister! wohin würden wir kommen, wenn wir erst von neuem anfangen wollten zu untersuchen? Müßte man da nicht sein ganzes Lebenlang studieren! zumal zu unsern itzigen letzten betrübten Zeiten, da, wie man aus den Hamburgischen Nachrichten zuweilen siehet, an der Ober-Elbe so viele neuerungssüchtige Leute sind, die nichts thun wollen, als untersuchen, die uns eine ganz neue Theologie, ja sogar eine ganz neue Bibel machen wollen. Ja warhaftig! eine neue Bibel. Da schickt mir der Postmeister neulich mit den Zeitungen einen Zettel, daß ich 234 Mrk. auf eine Bibel pränumeriren soll, die einer in England, (ich glaube der Mensch heißt Kennikott,) will drucken lassen. Ja! daß Gott erbarm! 234 Mrk. in diesen schweren Zeiten! Und da sollen in

dieser Bibel viele tausend Stellen ganz anders seyn, als in unserer Lutherischen Bibel! Nun sehen Sie einmal selber, was das für eine Verwirrung in unserm guten Holstein geben würde, wenn man nicht schon wüßte, was man zu glauben hätte.

Seb. Ich habe von dieser Bibel auch gehört; ich glaube aber, sie wird ganz und gar keine Verwirrung anrichten. Sie kann vielmehr einen sehr großen Nutzen haben. Denn wenn die Theologen, wie es nicht unterbleiben wird, über die Menge der Varianten, die der arbeitsame Engländer, für seine funfzigtausend Pfund Sterlings, zusammengelesen hat, sich hundert Jahre lang werden müde disputirt haben, so wird man endlich wohl einsehen, daß die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, die Gott bey seiner Offenbarung zum Zwecke gehabt haben muß, nicht auf Schreibfehlern und Varianten, Muthmaßungen und Wortklaubereyen beruhen könne. Also auch von dieser Untersuchung über Varianten will ich niemand abschrecken. Ich glaube, die wahre Religion könne und werde die strengsten Untersuchungen von aller Art aushalten; darum mag man in Gottes Namen fortfahren, alle Meinungen der Menschen zu sichten, und den Weizen von der Spreu zu sondern.

Mackligius rief sehr erschrocken: Nein! nein! die Menschen müssen nicht zu vorwitzig seyn. Wenn wir nicht der Untersuchungssucht ein Ziel setzen wollen, wer weiß, wohin wir noch gerathen können; da können wir noch Synkretisten und Indifferentisten, ja endlich gar Naturalisten werden.

Seb. Ich glaube nicht, daß uns die Untersuchung so weit führen werde, aber ich, für meine Person, folge dem Wege zur Wahrheit ganz gelassen, wohin er mich auch führet, ohne mir ein Ziel zu stecken, wo ich aufhören will.

Mackl. Ach! mein lieber Herr Magister! ich will lieber bleiben, wo ich bin, als mich so weit wagen. Ich werde gar zu unruhig, wenn ich an solche Dinge denke: darum vermeide ich sie lieber, und das thun Sie nur auch.

Seb. Wenigstens will ich niemand zureden, hierinn weiter zu gehen, als ihn seine Neigung führet. Indessen erhellet aus allem diesem wenigstens so viel, daß wir uns die Unfehlbarkeit in Glaubenssachen nicht zueignen können, daß wir die, die darüber anders denken, lieben dürfen, und toleriren müssen.

Mackl. Ja! ja! toleriren ist auch viel kürzer, als wenn man so viel untersucht. Wir wollen sie, wie Sie ganz recht sagen, lieber toleriren. Indessen,

um wieder aufs vorige zu kommen, thun Sie mirs immer zu gefallen, und predigen nicht ferner davon, daß man sie lieben müsse. Sehen Sie, wir haben hier in unserer Stadt unsere besondere Verfassung; und dann ists bedenklich, wegen der Neuerung mit den Kalvinischen Tuchmachern.

Seb. Sehr gern! Ich habe überhaupt nicht geglaubt, daß die Lehre, die ich predigte, so neu wäre, daß dadurch Aufsehen erregt werden könnte; ich meinte nur, eine schon bekannte nützliche Lehre weiter einzuschärfen. Freylich! wenn die Ermahnung, unsere Brüder von andern Konfessionen mehr zu lieben, den Erfolg haben sollte, daß man sie mehr haßte, so ists besser, ganz davon zu schweigen.

Mackligius gab ihm von ganzem Herzen darinn Recht, daß Schweigen hier das beste wäre, und versicherte ihn, er kenne die rechtgläubigen Holsteiner, und wisse gewiß, daß die Ermahnung, die Kalvinisten zu lieben, bey ihnen nur mehr Haß zuwegebringen werde. Der ehrliche Sebaldus beseufzete eine so unchristliche Gemüthsverfassung, und gerieth in ein Lob einer wahren Christlichen Toleranz, und Mackligius, wohl zufrieden, daß er nur den Hauptpunkt, wegen des Predigens, von ihm erlangt hatte, stimmte ihm in allem bey. Sebaldus sagte viel schöne Sachen dar-

über,

über, daß sich die Christen über allerhand Meinungen, die doch nicht ausgemacht wären, und auch wohl nicht ausgemacht werden könnten, nicht unchristlicher Weise hassen, sondern sich vielmehr recht christlicher Weise vertragen sollten, und Mackligius sagte ja! einmal über das andere.

Indem sie in diesem Gespräche begriffen waren, trat ein Jude aus Rendsburg in das Zimmer, welcher beym Mackligius Geld umzusetzen und sonst zu handeln pflegte. Beide hatten sich, durch die schönen Träume von Christlicher Toleranz, die Einbildung so erhitzt, und das Gemüth in eine so selbstgefällige wohlthätige Lage gebracht, daß sie sich stark genug fühlten, dieses Juden Bekehrung zu versuchen. Mackligius bewies ihm mit starken Gründen, daß der Messias schon gekommen sey. Der Jude versetzte, es könne sehr wohl ein Messias gekommen seyn, nur nicht der Messias der Juden, wofür er zum unwiderleglichen Grunde anführte, daß widrigenfalls er, der Jude, ein vornehmer Mann seyn müßte, hingegen Mackligius vielleicht würde alte Kleider kaufen und Zerbster Drittel einwechseln müssen. Sebaldus hielt sich an das himmlische Jerusalem; der Jude aber wollte nur vom irrdischen Jerusalem hören, wohin alle Juden in der Welt, wie er gewiß

glaubte, noch einst würden versammlet werden. Alle drey wurden sehr hitzig. Endlich brach der Jude kurz ab, sagte, wenn der Hr. Pastor heute nichts zu handeln habe, wolle er ein andermal wieder kommen, und gieng zur Thür hinaus. Mackligius schalt nicht wenig über den blinden und verstockten Juden. Sebaldus saß eine Weile, den Kopf auf den Tisch gestützt; endlich schlug er sich an die Brust, und rief aus:

„Ach! er ist ein Mensch, wie wir, glaubt von sei„ner Meinung überzeugt zu seyn, wie wir, die ihn „mit sich zufrieden macht, wie uns die unsrige. Lassen „Sie uns, dem barmherzigen Gotte gleich, der uns „alle erträgt, unsre Toleranz nicht nur auf alle Chri„sten, sondern auch auf Juden und alle andern Nicht„christen ausdehnen.„

Fünfter Abschnitt.

Indessen hatte der Vorfall mit dem reformirten Taufzeugen in der Stadt kein geringes Aufsehen gemacht. Der Pastor Ehrn Lic. Wulkenkragenius predigte wider einen solchen grundstürzenden Irrthum, in den Vormittagspredigten, und der Archidiakon Ehrn Mackligius, ob er gleich sonst am

Strei-

Streiten keinen Gefallen hatte, war doch, da seinen Beichtkindern seine Reinigkeit in der Lehre verdächtig zu werden anfieng, genöthigt, sich in den Nachmittagspredigten zu vertheidigen. Die Erbitterung nahm täglich zu. Das ehrwürdige Ministerium theilte sich in zwey Parteyen, davon der größte Theil wider Mackligius war, und man faßte einen Ministerialschluß, vermittelst dessen sowohl der Archidiakon, als der Informator, wegen falscher Lehre, vor dem Konsistorium verklagt wurden.

Indessen dieses auf dem Tapete war, starb ein reicher Brauer, welcher mit der ganzen Schule, mit Wachslichtern und Schildern, und mit einer Leichenpredigt, begraben ward. Das ganze geistliche Ministerium gieng mit zur Leiche. Da war der Probst Ehrn D. **Pudderwustius**, der Pastor Ehrn **Buhkvedderius**, der Pastor Ehrn Lic. **Wulkenkragenius**, der Archidiakonus Ehrn **Weelsteertius**, der Archidiakonus Ehrn **Mackligius**, der Diakonus Ehrn Mag. **Slabörderius** und der Diakonus Ehrn **Pypsnövenius**.

Ehrn **Wulkenkragenius** hielt eine Leichenpredigt von der Bewahrung der reinen Lehre. Er rühmte an dem seligverstorbenen, daß er vor den Kal-

vinischen Gräueln beständig den größten Abscheu gehabt habe, und daß die, mit Unrecht der Stadt aufgedrungenen, Kalvinisten, gewiß würden haben verdursten müssen, wenn alle andere Brauer, so wie er, den weltlichen Vortheil, dem Eifer für die Rechtgläubigkeit nachgesetzt hätten. Nach geendigter Leichenpredigt und verrichteter Beerdigung, kamen sie sämmtlich im Trauerhause zur Trauermahlzeit zusammen, wo diese Materie wieder vorgenommen, und die Indifferentisterey, daß man reformirte Taufzeugen zuließe, sehr bitter gerügt wurde. Ehrn Weelsteertius nahm sich des bedrängten Mackligius an. Der Streit ward sehr heftig; beide Theile schrien so stark, daß kein Theil den andern verstand; und weil die ministerialische Partey die heftigste, und auch die stärkste war, so würde es vielleicht gar zu Thätlichkeiten gekommen seyn, wenn nicht die Minorität, die ihre Schwäche merkte, sich am Ende der Mahlzeit, nach der Hausthür gezogen hätte. Doch hatte das Gezänk auch auf der Gasse noch kein Ende. Der Pöbel lief zusammen, nahm an dem Streite der geistlichen Herren Antheil, und weil demselben, in seinem Eifer für die Rechtgläubigkeit, eben ein Kalvinischer Tuchmacher unglücklicher Weise in den Weg kam, so ward derselbe, zur Bestätigung der

D. Chodowiecki inv. & sc.

rechtgläubigen Lehre, mit Füßen getreten, und ihm ein Auge ausgeschlagen.

Dieser Vorgang, wobey sich die Regierungskanzley in Glückstadt, sehr unorthodoxer Weise, der Kalvinisten annahm, und dem geistlichen Ministerium mehrere Verträglichkeit und Behutsamkeit empfahl, machte des Mackligius Sache eben nicht besser. Lic. Wulkenkragenius, ein cholerischer Mann, der nicht verwinden konnte, daß ihm von der Obrigkeit, die doch nur aus Layen bestand, so ein trockner Verweis gegeben worden, arbeitete eifrig, daß der gute Mackligius ganz und gar vom Amte abgesetzt werden sollte. Hierinn stand ihm, unter der Hand, Diakon Pypsnövenius nicht wenig bey, als welcher, durch den mächtigen Beystand seines Gönners, des Kirchenprobstes D. Puddewustius, in die Archidiakonatsstelle zu rücken dachte. Aber Archidiakon Weelstertius und Diakon Slaborderius, welche von der Gegenpartey waren, und überdem von der Vakanz, die durch Mackligius Absetzung entstanden seyn würde, keinen Vortheil zu ziehen wußten,

brauch-

brauchten ihre Bekanntschaften in vornehmen Häusern, wo sie Hofmeister gewesen waren, dergestalt, daß nur bloß aus dem Konsistorium ein Befehl an Mackligius ergieng, seinen Informator nie wieder die Kanzel besteigen zu lassen, und sich, der Reinigkeit der Lehre wegen, mit einem neuen Eide zu verbinden. Diesen leistete er zwar ungesäumt, aber er verlor nichtsdestoweniger sein Filial. Denn der Edelmann, der sich für die Reinigkeit der Lehre hätte erstechen lassen, hatte von ihm, durch die heimlichen Einblasungen des Diakon Pypsnövenius, solch eine widrige Meinung bekommen, daß er ihn weiter auf seinem Erbgute nicht dulden wollte, sondern seine Pfarre dem Landprediger Ehrn Suursnutenius, einem ehrbaren konkordanzfesten Manne verlieh, zu nicht geringem Mißvergnügen des Diakon Ehrn Pypsnövenius, welcher, da ihm die Archidiakonatsstelle zu Wasser geworden, durch die kräftige Rekommendation des Kirchenprobsts, das Filial gewiß nicht zu verfehlen gedachte. Gleich wie man aber leider! mehrere Beyspiele hat, daß die Kirche der Küche weichen muß, so war auch hier

die

die Rekommendation des Probstes nicht so kräftig, als die Rekommendation der Haushälterinn des Edelmanns, welcher Suursnutenius von ihrer Base war empfohlen worden, die da war eine Halbschwester eines Dingschreibers, dessen Mutter Gevatterinn war von einem Geschwisterkinde der Frau eines Kammerdieners, dessen gnädige Frau eine Kammerjungfer hatte, welche Beichtkind war eines Predigers in einer andern Stadt, dessen Kinder Ehrn Suursnutenius eine Zeitlang unentgeldlich unterrichtet hatte. Dieß verursachte zwischen Ehrn Suursnutenius und Ehrn Pypsnövenius einigen Wortwechsel, und nachher nicht geringe Kaltsinnigkeit, welche endlich Anlaß gab, daß die gewöhnliche Freytagsversammlung sich ganz und gar zerschlug. Der Himmel weiß, wie es seitdem mit der Kenntniß der neuen Litteraturgeschichte, und mit den Bärten der Landprediger, in diesem Theile Holsteins, beschaffen seyn mag.

Doch mit dem guten Sebaldus war es, auf alle Weise, noch viel schlechter beschaffen. Da Ehrn Mackligius

ligius ihn bloß des Filials wegen zu sich genommen hatte, so wußte er ihn nunmehr ferner gar nicht zu gebrauchen, sondern dankte ihn unverzüglich ab. In der Stadt wollte niemand einen Mann unter sein Dach nehmen, der die gottlose Irrlehre gepredigt hatte, daß man alle seine Nebenmenschen, wenn sie auch von anderer Religion wären, lieben müsse. Der Kammerjunker, ein Mann von feiner politischer Weisheit, hielt es seinem guten Vernehmen mit verschiedenen Männern, die im Lande ansehnliche Aemter bekleideten, nicht zuträglich, einen Heterodoxen zu beschützen. Sebaldus würde also unter freyem Himmel haben verschmachten müssen, wenn ihm nicht der Schiffer, dessen Kind mit einem Reformirten Taufzeugen getauft worden war, freywillig sein Haus angeboten hätte.

Kaum war dieses geschehen, so erhielt er von seinem Freunde Hieronymus, auf den an ihn geschriebenen Brief, eine Antwort, welche seine Betrübniß vollkommen machte. Hieronymus hatte sich bey dem Verwalter nach Marianen erkundigt, und

weiter

weiter nichts zur Antwort erhalten, als daß Mariane, mit Zurücklassung aller ihrer Sachen, die er, für das vom Sebaldus mitgenommene Pferd, zurückbehalten habe, entlaufen sey, niemand wisse wohin.

Diese Nachricht brach dem Sebaldus gänzlich das Herz. Von seinem Sohne hatte er schon seit vielen Jahren keine Nachricht. Seine Tochter war nunmehr auch für ihn verloren, und ihre Aufführung schien seiner unwürdig zu seyn. Er selber hatte nur dem Mitleiden ein Obdach zu verdanken, und er sahe keine Aussicht, wie er sein mühseliges Leben auch nur kümmerlich fortschleppen könnte.

Der Schiffer, dem sein Zustand zu Herzen gieng, schlug ihm vor, daß er nach Ostindien, der allgemeinen Zuflucht der unglücklichen Europäer, gehen sollte, und erbot sich, ihn nach Amsterdam, wohin sein Schiff eben absegelte, umsonst mitzunehmen. Dieser Vorschlag ward von dem bekümmerten Sebaldus mit beiden Händen angenommen, der nun nichts mehr hatte, was ihn in diesem Welttheile

zurückhalten konnte. Er nahm schriftlich vom Hieronymus, seinem einzigen Freunde, den letzten Abschied, und empfahl ihm, seinen Kommentar über die Apokalypse, bis er aus Ostindien von ihm Nachricht erhielte, in Verwahrung zu behalten. Darauf fuhr er mit dem Schiffer nach Brunsbüttel, wo dessen Schiff lag. Er stieg an Bord, und in wenig Tagen lichteten sie die Anker, erreichten Cuxhaven, und stachen mit gutem Winde in die See.

Ende des sechsten Buches.

Zuverläßige Nachricht

von einigen

nahen Verwandten

des Hrn. Magister

Sebaldus Nothanker.

Aus ungedruckten Familiennachrichten gezogen.

Der Vater unsers Sebaldus war ein ehrlicher Handwerksmann, in einem kleinen Städtchen in Thüringen, der durch Fleiß und Sparsamkeit ein Vermögen von einigen hundert Thalern erworben hatte, und in solches Ansehen kam, daß er zum Rathmann und zum Vorsteher des Gotteskastens in seiner Vaterstadt erwählt ward. Diese Ehrenstellen aber, die verschiedene von seinen Vorgängern bereichert hatten, brachten ihm gar keinen Nutzen. Denn er war ein so schlechter Wirth, daß er nicht allein, für seine Arbeit zum gemeinen Besten, keine Einkünfte annehmen wollte, sondern auch zum gemeinen Besten verschiedenes aufwendete, wozu er gar nicht hätte können genöthigt werden. Es kann also der ökonomische Leser leicht ermessen, da Sebaldus Vater, bey seinen Aemtern, keine Einnahme und nicht wenige Ausgaben hatte, daß sein Vermögen sich habe verringern müssen. Den Ueber-

rest desselben zehrte die Vormundschaft über verschiedene arme Waisen auf, die er freywillig übernahm, so daß er bey seinem Tode gerade so viel hinterließ, daß er begraben werden konnte.

Er war Vater von drey Söhnen, Erasmus, Sebaldus und Elardus, welche seine Frau, Hedwig, die mehr ihrer Frömmigkeit, als ihres Verstandes wegen bekannt war, schon in Mutterleibe dem Priesterstande wiedmete.

Erasmus, der älteste, war fünf Fuß und zehen Zoll hoch, breitschulterig, wohlgewachsen, und weiß und roth im Gesichte. Von seiner ersten Jugend an liebte er seine eigene Person und hatte von seinen Talenten eine sehr hohe Meinung. Nach geendeten Universitätsjahren, brachte ihm sein wohlgewachsner Körper eine Hofmeisterstelle in einem vornehmen Hause zuwege, wo man wohlgewachsne Leute liebte. Von da ward er Prediger, in einer Stadt, wo ihm seine ansehnliche Leibesgestalt, sein ernsthafter wohlbedächtiger Gang, und seine vernehmliche Stimme, unter seinen Kirchkindern nicht wenig Liebe und Ehrfurcht erwarben. In kurzem wußte er eine junge reiche Wittwe von ein und

zwan=

zwanzig Jahren, sein Beichtkind, so zu gewinnen, daß sie ihn heurathete. Von der Zeit an legte Erasmus sein Amt nieder, ob er gleich den geistlichen Stand, des Ansehns wegen, das er dadurch in der Stadt zu erhalten vermeinte, beybehielt. Er genoß nunmehr seinen Reichthum, und wendete ihn zu allen Dingen an, wodurch er sich ein Ansehen zu geben glaubte. Er ließ Waisenkinder erziehen, stiftete Stipendien, ließ Kirchen ausputzen und Altäre kleiden, pränumerirte auf alle Bücher, denen die Namen der Pränumeranten vorgedruckt wurden, nahm Zueignungsschriften gegen baare Bezahlung an, schenkte Geld zum Bau der Kirchthürme und Orgeln, u. dergl. mehr. An bestimmten Tagen, theilte er Geld und Brodt unter die Armen aus, welche sich schaarenweise vor seiner Thür versammelten. Und weil er nicht allein seinen Reichthum, sondern auch seinen Verstand und seine Person zur Schau tragen wollte, pflegte er freywillig, alle sechs oder acht Wochen, eine zierliche Predigt zu halten, bey welcher sich alle seine Klienten einfinden mußten, und schon den Wink hatten, sich nach Beschaffenheit der Umstände, durch Weinen in der Kirche, oder durch lautes Lob außer der Kirche, in seine fernere Gunst einzuschmeicheln.

Clardus, ein mageres blasses Männchen, vier Fuß und zwey Zoll hoch, war, als das jüngste Kind, von Jugend auf das geliebte Söhnchen seiner Mutter, die, von seiner ersten Jugend an, Sorge trug, daß er täglich wohl mit Speisen gestopfet, und mit dem Lernen nicht sehr angegriffen würde. Indessen glaubte er doch, in seinem fünf und zwanzigsten Jahre genug begriffen zu haben, um eine Predigerstelle bekleiden zu können, welche zu erlangen sein äußerster Wunsch war. Dieß wollte ihm aber, so viel Mühe er sich auch deshalb gab, auf keine Weise gelingen; daher er beynahe dreyßig Jahre alt ward, ehe er recht wußte, was er einmal in der Welt vorstellen sollte. Zwar bekam er einstmals, durch Empfehlung seines Bruders, den Antrag, Rechnungsführer bey einer Stutterey und Hundezucht zu werden, welche ein benachbarter Fürst zum besten seiner Parforcejacht angelegt hatte, ein Amt, wozu nur Rechnen und Schreiben erfodert ward, und das doch an achthundert Gulden eintrug. Clardus aber, der die Würde des gelehrten Standes gehörig zu schätzen wußte, wies ein so ungelehrtes Amt, mit Verachtung, von sich. Indessen ließ er sich, nach nochmaligem zweyjährigem Harren, bereden, die Stelle eines Konrektors an einer Lateinischen Schule

anzu-

anzunehmen, die ebenderselbe Fürst, um des ungestümen Anhaltens seiner Landstände loszuwerden, in seiner Residenz gestiftet hatte. Hier waren ihm zwanzig Gulden fixes Gehalt, ein halber Wispel Rocken, etwas Flachs, und andere Naturalien, nebst freyer Wohnung, ausgesetzt, welche letztere aber, vor der Hand, wegen Baufälligkeit nicht gebraucht werden konnte. Alles war ungefähr auf achtzig Gulden geschätzt, weil der Fürst der gnädigsten Meinung war, den Unterweisern seiner Unterthanen nur ungefähr den zehnten Theil dessen zukommen zu lassen, was die Erzieher seiner Pferde und Hunde foderten. Die Geheimen Räthe des Fürsten hielten dieß für sehr billig; theils, weil es ungleich leichter seyn müßte, vernünftige Menschen zu erziehen, als unvernünftige Bestien abzurichten; theils, weil jedes Schulkind noch wohl wöchentlich einen oder zwey Groschen Schulgeld geben könnte, welches die Füllen und jungen Hunde nicht aufzubringen vermöchten.

Unglücklicherweise hatte der ehrliche Elardus nicht recht gelernt, was zu einem tüchtigen Schulmanne erfoderlich ist. Im Hebräischen war er beym kleinen Danz stehen geblieben, im Griechischen

konnte er zwar, ziemlich ohne Anstoß, das neue Testament, und die goldenen Sprüche des Pythagoras exponiren, mehr aber nicht; und ob er zwar Lateinisch ganz gut verstand, um es zu lesen, so wollte es doch mit der Lateinischen Schreibart nicht recht fort, und Lateinische Verse konnte er gar nicht machen. Es ist wahr, er hatte einen ziemlichen guten natürlichen Verstand, hatte seine Muttersprache so gut in seiner Gewalt, daß er einen ganz artigen Deutschen Aufsatz machen konnte, welches er auch besonders seine Schüler lehrte, und sich alle Mühe gab, ihnen von Geographie, Geschichte, Sittenlehre und andern Sachen, wovon er glaubte, daß sie sie in der Welt brauchen möchten, einige Begriffe beyzubringen. Weil aber die Einwohner der Residenz ihre Söhne, in der längst erwünschten neuen Lateinischen Schule, nun auch zu rechten gelehrten Leuten erzogen wissen wollten, so hatten sie zu des Elardus Deutscher Lehrart gar kein Vertrauen, sondern schickten ihre Kinder in die Privatstunde zum Rektor, einem grundgelehrten Manne, der alle halbe Jahre ein Lateinisches Programm schrieb, der die Alterthümer lehrte, und, außer den gewöhnlichen gelehrten Sprachen, noch Syrisch, Samaritanisch und Arabisch verstand. Der gute Elardus mußte sich

also

also sehr schlecht behelfen, wenigstens des Tages zwölf Stunden öffentlich lehren, und Privatunterricht im Dekliniren und im Rechnen ꝛc. geben. Daneben, weil er seinen sehnlichen Wunsch, sich einst aus dem Schulstaube zu dem Predigerstande zu erheben, nie vergaß, arbeitete er bis nach Mitternacht an geistlichen Reden, und predigte, aus eignem Triebe, fast alle Sonntage, bald für diesen, bald für jenen Prediger. Aber Elardus war, wie schon gesagt, nur klein von Person, hatte eine schwache Stimme, und aus Mangel gründlicher Gelehrsamkeit, weil er weder die Philologie studirt, noch die Dogmatik, Polemik und Hermeneutik genugsam getrieben hatte, waren seine Predigten blos moralisch; daher fanden sie keinen Beyfall, und er predigte, zu seiner unbeschreiblichen Kränkung, meist den leeren Chören und Kirchstühlen. So brachte er sein Leben in Gram und Kummer zu, und starb an der Schwindsucht, im sechs und dreyßigsten Jahre seines Alters.

Erasmus hatte einen einzigen Sohn, Cyriakus genannt, einen Polyhistor und schönen Geist. Alles wußte Cyriakus, und was er nicht wußte, dünkte er sich zu wissen. Er selbst dachte eben nicht viel, aber wohl wiederholte er, was andere gedacht hatten,

so oft, daß er meinte, er habe es selbst gedacht. Er las sehr viel, und ihm gefiel alles, was er las, und was ihm gefiel, wollte er nachmachen. Daher versuchte er alle Schreibarten, und schrieb wechselsweise, hoch, wie Klopstock, sanft, wie Jakobi, fromm, wie Lavater, weltlich, wie Clodius, tiefdunkel, wie Herder, populär, wie Gleim. In allen Wissenschaften und schönen Künsten war er auch gleich stark. Man hat einmal von ihm, in Einer Messe, eine Schrift von den Dudaim des Ruben, einen Band Anakreontischer Gedichte, eine Abhandlung von der Natur der Seele, und ein halbes Alphabeth historischer Erzählungen gelesen. Ein Amt hat Cyriakus nie bekleidet; denn in seiner Jugend war sein Vater ein reicher Mann, und er glaubte also, sich nicht auf Brodtwissenschaft legen zu dürfen. Nachdem aber Erasmus, durch viele Unternehmungen, die seinen Namen verewigen sollten, sein Vermögen sehr verringert, und Cyriakus, nach dessen Tode, den Rest desselben, aus Liebe zu den schönen Künsten und Wissenschaften, auf der Universität verschwendet hatte, so befand sich der letztere in sehr bedürftigen Umständen. Er trieb sich an verschiedenen Orten herum, so daß von verschiedenen Jahren seines Lebens die zuverläßigen Nachrichten fehlen.

Soviel

So viel weiß man, daß er eine Zeitlang Hofpoet, bey einem jovialischen Abte, in einem Kloster in Franken gewesen, daß er hernach Lehrer der Philosophie bey einem Kreisregimente geworden, dessen Officiere, weil sie sonst nichts zu thun hatten, Gelehrte werden wollten, und daß er zuletzt bey einer kleinen gelehrten Republik, auf einer sichern Deutschen Universität, welche ihre Landtage, in Ermanglung eines Eichenhains, in einem Kaffegarten vor dem Thore hielt, als Nasenrümpfer gestanden hat.

Diese Familiennachrichten dem Publikum mitzutheilen, wird man veranlasset durch eine Schrift, betitelt:

Predigten des Herrn Magister Sebaldus Nothanker, aus seinen Papieren gezogen. Leipzig in der Weigandischen Buchhandlung 1774. 8.

Es könnte schon sehr sonderbar scheinen, daß ein Fremder diese Predigten aus den Papieren des Herrn Magister Sebaldus Nothanker sollte gezogen haben, da dieser noch bey gutem Wohlseyn lebt, seine sämmt-

sämmtlichen Papiere besitzt, und noch nicht geneigt zu seyn scheint, etwas daraus, am wenigsten aber Predigten, herauszugeben. Indessen, wenn diese Predigten nur dem Charakter des Hrn. Magister Sebaldus Nothanker gemäß, geschrieben wären, so würde man doch sein Urtheil noch zurückhalten, und dahingestellt seyn lassen, ob etwan die Handschrift derselben, auf eine unbekannte Art, dem Herausgeber möchte in die Hände gerathen seyn; aber derjenige, der den Hrn. Magister Sebaldus etwas genauer und persönlich gekennet, wird gleich einsehen, daß diese Predigten unmöglich von diesem guten Manne herrühren können.

Wenn man nur S. L. der Vorrede, die Anmerkungen lieset, die am Rande der Handschrift der Predigten sollen gestanden haben, so siehet man gleich, daß darinn ein unerträglicher Egoismus herrschet, der dem von allem Eigendünkel entfernten Charakter des Sebaldus ganz zuwider ist.

Z. B. „Ich danke meinem Gott alle Tage, daß „er mich in einen Stand gesetzt hat, in welchem „ich zur Erleuchtung des Landmannes so viel „beytragen kann.„

So hätte Sebaldus nie von sich geredet, der in aller Einfalt seine Pflicht that, und Gutes stiftete, so viel er konnte, ohne zu glauben, daß er so viel thäte, ohne feyerlich auszurufen: **Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute!**

Eben so ist die Anmerkung S. LII. beschaffen:

„Ich gebe meine Predigten nicht für Muster aus, „wornach meine Kollegen sich bilden sollten. Wenn „sie nur daraus absehen, was ungefähr sie vor„tragen 2c. 2c.„

O! wie hätte der bescheidene Sebaldus, der, wenn er predigte, und seine Kirchkinder tröstete, und sie zum Guten ermahnte, nur ganz gewöhnlicher Weise seine Pflicht gethan zu haben glaubte, sich auch nur die Idee in den Sinn kommen lassen, er könne jemand ein Muster werden, oder es könnten andere von ihm etwas absehen!

Daß ferner bey diesen Predigten keine biblischen Texte vorhanden sind, zeigt auch genugsam, daß sie weder Sebaldus, noch irgend sonst ein Prediger, der die Gesinnungen der Landleute kennet, gemacht haben

kann.

kann. Sebaldus wußte viel zu gut, wie viel Gewalt auch nur der bloße Ton eines biblischen Spruchs über die Seele eines Bauren hat, als daß er ein so unschädliches Hülfsmittel nützliche Wahrheiten einzuprägen, hätte vernachläßigen sollen.

Doch, selbst aus der Nachricht des Herausgebers, wie er zu denen Handschrift dieser Predigten gekommen sey, erhellet nicht allein deutlich, daß diese Handschriften nicht wohl vom Sebaldus gewesen seyn können, sondern wir kommen dadurch auch auf eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, wo sich diese Handschriften eigentlich herschreiben mögen.

Es heist S. XLV. der Vorrede: „Vor einiger Zeit „kam ein Dessauischer Jude zu mir, der, nebst „andern Waaren, verschiedene Paar schwarze „seidne Strümpfe, Halskrausen, ꝛc. ꝛc. fast alles in „beschriebenes Papier eingewickelt, mir zum Verkaufe anbot. „Aber, mein guter Mann, sprach „ich, wie kommt Er denn zu Christlichen Halskrausen?„ „In einem Dorfe, nicht weit von hier, „antwortete er, hat sie mir ein Bauer verkauft, der „sie, vor einigen Jahren, nebst dem übrigen, an

„der

„der Landstraße gefunden zu haben vorgab. Kurz
„vorher hatte ich Nothankers Geschichte gelesen.
„Gleich fiel mirs aufs Herz, ob diese Sachen nicht
„von dem geplünderten Postwagen seyn möchten.„

Ist diese Erzälung richtig, so hätte auf den Titel gesetzt werden sollen: **Aus dem Makulatur eines Dessauischen Juden abgedruckt,** nicht aber: **Aus Sebaldus Papieren gezogen,** denn dieß letztere Vorgeben ist durch nichts erwiesen. Der Herausgeber hat bey seiner Muthmaßung, die er bloß auf seine Erzählung bauet, in der That sehr wenig historische Kritik gezeigt. Hätte er doch mehr auf die Chronologie, welche die Fackel der Geschichte ist, geachtet. Ists wohl warscheinlich, daß Kleidungsstücke, welche 1763 auf einem Postwagen verloren gegangen sind, noch 1773, unverkauft, mit dem Papier worinn sie anfänglich gewickelt gewesen, in den Händen eines Juden seyn sollten? Und warum that er an den Juden die unnöthige Frage, „wie er zu Christlichen Halskrausen komme?„ da es ja bekannt ist, daß die Juden abgetragene Christliche Kleider mit eben so wenigem Bedenken in ihre Laden aufnehmen, als die Christen manche abgetragene Jüdische Lehre in ihre Dogmatik aufgenommen haben.

haben. Und wie kann er auf des Juden unbestimmte und unbewiesene Antwort das geringste bauen? Wenn auch alle die Sachen, die der Jude zum Verkauf anbot, wirklich auf der Landstraße gefunden worden wären, so können sie doch gewiß nicht dem Sebaldus gehört haben. Wie wäre er, der zeitlebens in einer ländlichen Einfalt gelebt hatte, und der aus Noth seine besten Sachen hatte verstoßen müssen, zu seidnen Strümpfen gekommen? Wozu hätte er wohl, nachdem er abgesetzt worden, Halskrausen*) mit sich geführt? Und da er, als er wegreisete, wie S. 163 des ersten Theils seines Lebens berichtet worden, seinen ihm so werthen Kommentar über die Apokalypse bey seinem Freunde Hieronymus zurückließ, ists wohl wahrscheinlich, daß er die Koncepte von alten Predigten sollte mitgenommen haben?

Die Muthmaßung des ungenannten Herausgebers ist also höchst unwahrscheinlich. Wenn man nun aber hingegen aus den sichersten Familiennach-

richten

*) In einigen Deutschen Provinzen würde das Wort Halskrausen bloß Halstücher bedeuten; aber der Zusatz Christliche Halskrausen, scheint anzudeuten, daß es runde Priesterkragen, oder Wolkenkragen gewesen, die man in Sachsen, Krausen nennet.

richten weiß, daß Cyriakus seines Vaters Kleider Halskrausen und Manuskripte, so wie auch den geringen Nachlaß des frühzeitig verstorbenen Elardus geerbt hat, wenn ferner unwidersprechlich bewiesen werden kann, daß Cyriakus, als er 1772 von Leipzig wegreisen wollte, seine sämmtliche Kleidung, Bücher und Papiere, zu einem Trödler getragen hat, der vor dem Grimmischen Thore, in der Gegend des Richterschen Kaffegartens wohnt, und seinen hauptsächlichen Abzug an Dessauische Juden hat: wird es nun nicht vielmehr wahrscheinlich, daß die dem ungenannten Herausgeber so zufälliger Weise in die Hände gerathenen Predigten, wenn sie gleich nicht von Sebaldus Nothankern sind, dennoch sehr wohl von Erasmus Nothankern, von Elardus Nothankern, und von Cyriakus Nothankern herrühren können?

Diese Muthmaßung wird beynahe zur Gewißheit, wenn man die innere Beschaffenheit dieser Predigten betrachtet. Gleich der erste Absatz, der ersten Predigt, von der Einigkeit in der Ehe, kann ganz unmöglich aus Sebaldus Feder geflossen seyn; denn es kömmt darinn, ob er gleich nur eine halbe Seite lang ist, sechszehnmal das liebe Ich vor. Man höre:

„Nichts wünsche ich so sehr, als daß ihr glücklich „seyn möget. Ihr werdet es von mir überzeugt „seyn, meine lieben Zuhörer, daß ich dieses auf„richtig wünsche; denn ihr wißt, wie ich zu euch „eile, um euch zu trösten, wenn ihr traurig seyd, „und wie gern ich auch an euren Freuden Antheil „nehme, wenn ihr einen fröhlichen Tag habt. **Mein** „Amt, und **mein Herz** macht **mir** dieses zur Pflicht. „**Mein** Amt, weil es **mir** zunächst aufgetragen ist, „euch an **meiner** Hand durch die Bahn dieses Le„bens zu führen, und euch zu einem seligen Leben, „das euch nach diesem erwartet, zu bereiten. Aber „auch **mein** Herz macht es **mir** zur Pflicht, weil „**ich** euch aufs herzlichste liebe. Ein Hirt kann „nicht so sehr seine Schafe, ein Vater nicht so sehr „seine Kinder lieben, als **ich** euch.„

So ein grober Egoist war der bescheidene Sebaldus nicht. Er sprach nicht so viel **von sich**. Er liebte seine Kirchkinder; aber diese Liebe trug er nicht öffentlich zur Schau. Er stand seinem Amte vor, er that seine Pflicht; aber er hatte sein **wichtiges Amt**, seine **theure Pflicht**, nicht immer auf der Zunge, um seinem **guten Herzen** ein Kompliment zu machen. Hingegen der ruhmsüchtige **Erasmus**, der haupt-

hauptsächlich nur deswegen predigte, um sich, von der Kanzel herab, in seiner Grösse zu zeigen, redete beständig von sich selbst, von seinem guten Willen gegen seine Zuhörer, von seinem Herzen, von seiner Liebe, von seinem Vertrauen, kurz, er predigte sich selbst, um sein selbst willen.

Wenn ferner diese Predigt vom Sebaldus, oder auch nur von irgend einem andern Landprediger, an Bauern, gehalten wäre, so würde darinn nicht so mancherley, von Geld und Gut; von einem Geiz„halse der einen Freyer abweiset, wenn er nicht so „viel Gut und Geld hat, als seine Tochter; von „einem Mädchen, das am meisten Geld hat; von „einem unehrbaren Mädchen, das man nicht heura„then sollte, wenn sie auch noch so viel Geld hätte,„ vorkommen. Wenn Sebaldus über diese Gegenstände zu reden gehabt hätte, so würde er von Vieh, Aeckern, Wiesen und Gärten gesprochen haben; denn darinn bestand das Vermögen seiner Bauern, so wie der allermeisten Bauern in der Welt. Daß Sebaldus Vaterland zwar fruchtbar, aber ohne baares Geld gewesen, kann der Leser schon aus der Art, wie der ehrliche Hieronymus seinen Buchhandel treiben mußte, schließen.

Eben so heißt es, S. 4. „Ich will euch itzt nichts „davon sagen, daß der Reichthum öfters eurer „Seele höchstschädlich ist, daß er eine Versu„chung ist zu allem Bösen, und daß unser weise„ster Lehrer sagt, daß die Reichen nicht in das „Reich Gottes kommen werden. Daran will „ich euch itzt nicht erinnern, weil ich unlängst von „der Schädlichkeit des Reichthums ausführlich „zu euch geredet habe.„ Dieß ist ein klarer Beweis, daß Sebaldus nicht der Verfasser dieser Predigt seyn könne; denn man kann sich für ihn sicher verbürgen, daß er ein so ungeschmacktes Postillengeschwätz, von der Schädlichkeit des Reichthums, seinen Bauern nie werde vorgeredet haben. Er war vielmehr beständig beflissen, seinen Bauern zu predigen, daß sie früh aufstehen, ihr Vieh fleißig warten, ihren Acker und Garten aufs beste bearbeiten sollten, alles in der ausdrücklichen Absicht, daß sie wohlhabend werden, daß sie Vermögen erwerben, daß sie reich werden sollten. Sebaldus wußte nur allzuwohl, daß die niederdrückende Dürftigkeit, welche die einzige Alternative seyn kann, wenn der Bauer nicht wohlhabend seyn soll, eine fruchtbarere Mutter der Barbarey und verderbter Sitten ist, als der bäurische Reichthum, der allemal eine

Folge

Folge des Fleißes seyn muß; daher derjenige, der den Bauern von der Schädlichkeit des Reichthums predigen wollte, ihnen ausdrücklich die Faulheit empfehlen müßte. Dagegen weiß man vom Erasmus, daß er, seitdem er selbst reich geworden war, den erbaulichen Gemeinort, von der Nichtigkeit und Schädlichkeit des Reichthums, sehr oft im Munde geführt habe; einen Gemeinort, über den man in der That am zierlichsten zu reden weiß, wenn man an nichts Mangel hat.

Noch eine andere Stelle giebt die stärkste Vermuthung an die Hand, daß niemand anders, als Erasmus Nothanker, der Verfasser dieser Predigt seyn könne. S. 6. heißt es: „Es entspringt viele Uneinigkeit unter euch daher, daß ihr gemeiniglich „mit euren Schwiegerältern unter Einem Dache „wohnet. Es ist mir leid, daß ich es sagen muß, „aber leider! ist es durch die Erfahrung gegründet, „daß nur sehr wenige Eheleute in Einigkeit leben, wenn sie ihre Schwiegerältern bey sich im Hause haben. Ihr würdet euch öfters nicht „zanken, wenn nicht zuweilen eines der Schwiegerältern Oel ins Feuer gösse. Die Schwiegerältern glauben, man könne sie nicht zu gut hal-

„ten, und ihnen nicht dankbar genug sich be„weisen. Sie sind überzeugt, in allen Stücken „alles besser zu wissen, als die jungen Eheleute, „und wollen alles im Hause anordnen. Nichts „kann man ihnen recht thun. Hiezu kömmt „noch, daß das Alter sie ohnehin mürrisch und „verdrießlich, und mit sich selbst und der gan„zen Welt unzufrieden macht. Haben nun die „Eheleute einen kleinen Zwist untereinander, so tritt „der Schwiegervater oder die Schwiegermutter auf „die eine oder andere Seite, und vergrössert den „Streit, statt daß diese Alten ihn schlichten, und „die streitenden Parteyen versöhnen sollten.„

Läßt es sich wohl nur denken, daß der sittsame Sebaldus, auf eine so plumpe Art, alle Schwiegerältern, die bey ihren Kindern wohnen, habe öffentlich, von der Kanzel herab, beschimpfen wollen? daß er dieses vor Bauern habe thun wollen, welche ihre Schwiegerältern gewiß nur bloß, wenn diese aus Armuth, oder aus Alter und Schwachheit, ihren eigenen Acker nicht bauen können, bey sich haben werden? Zwar wird, S. 12. den Zuhörern empfohlen, daß sie ihre Schwiegerältern in Ehren halten, ihrem guten Rath folgen, und sie pflegen sollen;

aber wie werden sie dieses thun, wie werden sie ihre Schwiegerältern nur im Hause leiden wollen, wenn der Prediger diese schon vorher als die verächtlichsten, verdrießlichsten, zänkischsten Geschöpfe abgeschildert hatte, die zu den Hauptursachen der ehelichen Uneinigkeit gehören, die bey den häuslichen Zwistigkeiten Oel ins Feuer gießen, die sie vergrössern, an statt sie zu schlichten? Dieses unbedachtsame Epiphonema sieht dem stolzen Erasmus sehr ähnlich, der wirklich mit seiner Schwiegermutter anfänglich in Einem Hause gewohnt hat, und hernach, als sie ihm sehr vernünftige Vorstellungen darüber that, daß er das Vermögen ihrer Tochter aus Eitelkeit verschwendete, mit ihr in beständiger Uneinigkeit lebte, und sie wohl oft mag abgekanzelt haben.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß Erasmus Nothanker auch die folgende Predigt wider die Processe verfertigt habe. Man findet darinn, S. 18. unter andern, folgende höchst anstößige Stelle: „Der „Advokat müßte ein allzuuneigennütziger Mann „seyn, wenn er euren Rechtshandel nicht so „lange auszudehnen suchte, als es möglich ist, „um recht vieles von euch einzunehmen. Es hat zwar

„den Anschein, als wenn kein Advokat diese Absicht „hätte; denn zuerst sucht er euch gemeiniglich mit „eurem Gegner zu vergleichen, oder es wird, wie „man sich ausdrückt, ein Termin zur Güte ange„stellt. Habt ihr aber jemals gehört, daß ein Ter„min zur Güte einen erwünschten Erfolg ge„habt hätte? Der Advokat müßte seinen Vortheil „gar nicht verstehen, wenn er nicht, statt euch „mit eurem Gegner zu vergleichen, in euch eine „grössere Lust erweckte, dem Rechte seinen Lauf „zu lassen.„ Ferner, S. 22. „Der größte Theil „der Leute von diesem Stande scheint den Ei„gennutz zu seinem Gott gemacht zu haben, den „er allein anbetet, und dem er Ehre, Gewissen, „Redlichkeit, alles aufopfert, u. s. w.

Sollte es wohl möglich seyn, daß der sanftmüthige Sebaldus einen ganzen, dem gemeinen Wesen nöthigen und nützlichen Stand, habe öffentlich, auf eine so bittere und zugleich so tölpische Weise, verunglimpfen wollen? Sollte wohl ein verständiger Mann zweifeln können, daß jemals ein Termin zur Güte den erwünschten Erfolg gehabt habe? Dieß siehet wirklich viel weniger einem unbefangenen Dorfprediger,

diger, wie Sebaldus, als einem aufgeblasenen Rentenirer, wie Erasmus, ähnlich, der, weil er verlangte, daß sich jedermann vor ihm beugen, und nach seinem Willen handeln sollte, eine Menge Processe gehabt hat, in welchen freylich kein einziger Termin zur Güte jemals einen erwünschten Erfolg gehabt hat, weil Erasmus beständig seinem Eigensinne folgen, und niemals vernünftigen Vorstellungen Gehör geben wollte.

Die Predigten wider den Aberglauben, von der Zufriedenheit, von der Gesundheit, von der Kinderzucht, von der Glückseligkeit des Landmannes, scheinen von Elardus Nothanker, dem jüngern Bruder unsers Sebaldus herzurühren. Es sind ganz leidliche, gutgemeinte, etwas weitschweifige Homilien, die Lesern in Städten, die gern Predigten lesen, ganz gut gefallen werden; nur findet man darinn freylich hin und wieder Spuren, daß sie nicht vor Bauern gehalten worden, oder für Bauern bestimmt gewesen. Wie würde man z. B. (S. 57.) darauf kommen, Bauern vorzusagen: „Geld und „Ehre machen nicht warhaftig glücklich.„ Der Bauer hat ja gemeiniglich kein Geld, und verlangt keine Ehre.

Die beiden Fragmente der Predigten von der Ewigkeit der Höllenstrafen, und vom Tode fürs Vaterland, haben ohne Zweifel den witzigen Cyriakus zum Verfasser. Es ist schon oben gesagt worden, daß er in allen Schreibarten Versuche gemacht habe, und man sieht es diesen Fragmenten auch nur allzusehr an, daß sie Versuche, und zwar Versuche eines jungen Menschen sind. Ein Mann, der so viel Ueberlegung hatte, wie Sebaldus, würde schwerlich, vor Bauern, von der Endlichkeit der Höllenstrafen eine ausdrückliche Predigt gehalten haben, wenigstens sicherlich nicht auf die Art, wie es hier geschiehet. Er hätte gewiß überlegt, daß er, ehe er über diese Materie hätte mit Nutzen predigen können, noch vorher in der groben Vorstellung, die seine Bauern von göttlichen Strafen haben könnten, sehr viel zu ändern und zu bessern gehabt haben würde. Er würde ihnen haben zeigen müssen, daß, durch Gottes weise Einrichtung, die natürlichen, sowohl physischen als moralischen Folgen der Laster, auf unabsehliche Zeiten hinaus, die Strafen der Laster seyn müssen; daß auch positive Strafen Gottes, seiner Güte und Gerechtigkeit angemessen, dazu kommen können; daß diese, nach geschehener Besserung, aufhören werden, so wie durch die Besserung auch die Folgen der Sün-

den gemildert werden, da sie sonst freylich, an sich, in alle Ewigkeit fortdauern. Hierbey hätte er aber, für einen gemeinen Bauerverstand, viel zu subtil werden müssen; daher er, wie wir von ihm selbst erfahren haben, von dieser Materie seinen Bauern niemals etwas gesagt, sondern ihnen nur Gott, als ein allgerechtes und allgütiges Wesen, das seine Strafen nach weisen Absichten verhängt, und dessen Zweck dabey allemal das wahre Wohl des Menschen ist, vorgestellt hat; ohne sich in die transcendenten Begriffe von Ewigkeit und Endlichkeit einzulassen, die kein Bauer recht genau fassen wird, und die ihm zur Besserung seines Lebens, welche Sebaldus für den einzigen Zweck seiner Predigten hielt, nichts helfen können.

Das Fragment der Predigt vom Tode fürs Vaterland ist gleichfalls gewiß nicht vom Sebaldus, welches schon daraus erhellet, daß man von dem enthusiastischen Feuer, in welchem, nach S. 32 des ersten Theils seiner warhaften Lebensgeschichte, diese Predigt gehalten worden, in diesem Fragmente nicht das geringste findet; so daß, wenn die Predigt so kahl und kalt gewesen wäre, als dieses Fragment, schwerlich nur ein einziger Bauerkerl

kerl dadurch würde bewogen worden seyn, Kriegsdienste zu nehmen. Es scheint, Magister Cyriakus habe hiemit bloß einen Versuch machen wollen, zu zeigen, wie die Predigt, um welcher willen sein Oheim, Sebaldus, abgesetzt worden war, ausgesehen haben möge. Dieser Versuch aber mißlung, weil Cyriakus nicht Sebaldus ist, obgleich beide Nothanker heißen.

Uebrigens will man freylich den Satz: daß Erasmus Nothanker, Elardus Nothanker, und Cyriakus Nothanker, die Verfasser der sogenannten Nothankerschen Predigten sind, für weiter nichts, als für eine wahrscheinliche Muthmaßung ausgeben. Wem dieß zu wenig dünkt, der bedenke, daß das Resultat der tiefsinnigsten historischen Untersuchungen, oft weiter nichts als eine Muthmaßung sey, und daß, z. B. die wichtige historische Frage: ob die Prinzessin Olga *anno Domini* 946, oder 955, zu Konstantinopel getauft worden, nachdem die größten historischen Kritiker unserer Zeit darüber manche nordische Nacht durchwacht *) haben, den-

*) S. Thunmanns Untersuchungen über die Geschichte der östlichen Europäischen Völker, erster Theil, S. 393.

dennoch auf beiden Theilen leider! nur noch bloß auf Muthmaßungen beruhe, dagegen mit unserer Muthmaßung, noch die unstreitige Warheit verbunden ist: daß gedachte Predigten, ihr Verfasser sey auch, wer er wolle, wenigstens gewiß nicht von Sebaldus Nothankern sind.

Man hat übrigens aus sichern Privatnachrichten erfahren, daß hin und wieder einige gelehrte Fabrikanten auf ihren Weberstühlen zu verschiedenen Zeugen die Ketten angedreht haben, wozu der ehrliche Sebaldus Nothanker, und seine Bekannten, den Einschlag geben sollen. Z. B. Sebaldus Nothankers Beicht- Bet- und Kommunionbuch; Sebaldus Nothankers Betrachtungen auf alle Tage im Jahre; Sebaldus Nothankers Sonn- und Festtagspredigten über alle Evangelien und Episteln; Sebaldus Nothankers schrift- und vernunftmäßige Auslegung der Offenbarung Johannes; des Hrn. D. Stauzius Aufmunterung zur Bewahrung der Rechtgläubigkeit, und Warnung vor falscher Lehre; Kochbuch von 5000 Speisen, nach der Anlage Sr. Excellenz, des Hrn. Grafen von Nimmer, nebst einem Anhange von Fastenspeisen. Rambolds ästhetisches Lehrbuch; Hieronymus Tischreden, Einfälle

fälle und Meinungen; u. a. m. Daher will man das Publikum warnen, sich durch diese und andere dergleichen verfängliche Titel nicht hintergehen zu lassen; denn Hr. Sebaldus Nothanker wird, was er etwa der Welt vorlegen wollte, schon zu seiner Zeit selbst herausgeben, von den übrigen Personen aber möchten wohl keine ächten Schriften zu erwarten seyn.

Zuletzt ist der geneigte Leser zu benachrichtigen, daß ein kurzweiliger Mann darauf gefallen ist, das Leben und die Meinungen des Hrn. Magister Sebaldus Nothanker, ohne die geringste Nachrichten davon zu besitzen, aus seinem eigenem Gehirne fortzusetzen, und einen sogenannten zweyten Band unter dem Druckorte Frankfurt u. Leipzig, 1774, drucken zu lassen, welcher zu Hamburg in der Zeitungsbude der Frau Wittwe Tramburginn, im Brodtschrangen, nebst andern Zeitungsblättern, öffentlich zu verkaufen ist. Der geneigte Leser kann freylich, in dem unächten zweyten Bande, den wahren fernern Verlauf der Geschichte des Hrn. Mag. Sebaldus Nothanker nicht finden, weil der ungenannte Verfasser selbst nichts davon wußte; aber wem daran gelegen ist, kann allenfalls daraus ersehen, was für eine Vorstellung vom Sebaldus

Nothanker, in dem Kopfe eines solchen Menschen, wie der ungenannte Verfasser ist, existiren mag.

Die unächte Fortsetzung kann übrigens noch einen andern Nutzen haben. In dem ächten zweyten Bande wird man, der Wahrheit gemäß, sehr viele Meinungen und nur sehr wenige Handlungen antreffen, weil der ehrliche Sebaldus wirklich meistens nur gedacht, aber nicht gehandelt hat. Sollte es nun Leser geben, welche wünschten, daß man ihnen lieber Handlungen, als Meinungen, erzähle, so könnten sie versuchen, ob sie vielleicht bey dem unächten zweyten Bande ihre Rechnung finden möchten, in welchem alles voll Bewegung und Handlungen ist, und zwar voll ganz ungemein merkwürdiger Handlungen. Z. B. „Wie Sebaldus, „nachdem ihm die Räuber auf dem Postwagen ein „Loch in den Kopf geschlagen hatten, ein Glas „Kirschbrandwein trinkt, welches alle Grillen vertrieb. — Wie Tuffelius seines Schulmeisters Frau „verführt, welcher ihn dafür durchs ganze Dorf „peitscht. — Wie sich eine alte Jungfer Sibylle, „in Sebaldus verliebt, und ihn des Nachts in seinem Bette besucht. — Wie Säugling mit Marianen heimliche Zusammenkünfte hält, wobey die

„Ver-

„Vertraulichkeit so hoch steigt, daß sie sich so laut „küssen, daß man es in einer ziemlichen Entfer=„nung höret. — Wie Hieronymus den D. Stau=„zius auf einem Wagen, in einen Kasten setzt, wor=„inn Schweine und Gänse gewesen, wobey Stau=„zius sehr andächtig singt: So fahre fort und „schone dort; — nebst nicht wenig Hochzeiten und andern possierlichen Begebenheiten, woraus abzuneh=men ist, daß der Verfasser, der solche schnakische Dinge hat erdenken können, ein pudelnärrsches Menschengesicht seyn müsse.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Druckfehler.

S. 7. Z. 9. glänzende, lies, geschminkte.

S. 9. Z. 16. die Höllenstrafen, l. die Ewigkeit der Höllenstrafen.

S. 10. Z. 8. von unten: leibliche, l. liebliche.

S. 17. Z. 8. glänzendes, l. geschminktes

S. 25. Z. 7. halb vier, l. drey.

S. 72. Z. 5. von unten: sondern vielmehr, l. sondern, daß man vielmehr.

S. 216. Z. 2. von unten: Kamern l. Kameen.

[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Friedrich,

Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker

Bd.: 2

Berlin u.a. 1775

Res/P.o.germ. 1010 u-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10925060-8
VD18 12005606-001